Oec 1733.

Oeconomia. Volatiles bestiae 419.

~~Oec. pr. N. 924.~~

Das Ganze
der
Federviehzucht
oder
vollständiger Unterricht
in der
Wartung, Pflege und Behandlung
des mannichfaltigen ökonomischen Federviehes,
seiner verschiedenen Benutzung, Kenntniß
und Heilung seiner Krankheiten

R

von
Dr. Joh. Christian Gotthard,
der Privat- und Staatsökonomie auf der Kurf. Universität zu Erfurt Professor, der Commerziendeputation daselbst Assessor, der Kurf. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften, der Kurf. Sächsischen ökonomischen Societät zu Leipzig, der Königl. Preußischen Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der Königl. und Kur-Braunschweigischen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, der Oberlausitzer Bienengesellschaft zu Muskau, und der Fürstl. Sächs. Gothaischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen Mitglied.

Erfurt,
bei Beyer und Maring
1798.

a

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Der Beifall, mit welchem unser deutsches ökonomisches Publikum meine bisherigen Schriften aufnahm, und die günstigen Recensionen derselben in unsern kritischen Blättern, stimmten mich zur Herausgabe des gegenwärtigen Werkchens. Ich wünsche, daß es eben so, wie die vorigen aufgenommen werden möge. Mich hier weitläufig über den Inhalt zu erklären, halte ich um so weniger für nothwen-

dig, als der Leser sich gleich beim ersten Ueberblicke der Inhaltsanzeige, mit dem, was er zu erwarten hat, bekannt machen wird.

Erfurt,
zur Leipziger Jubilatemesse
1798.

Gotthard.

In=

Inhalt.

Das Ganze der Federviehzucht.

Einleitung.

Eintheilung des ökonomischen Flügelwerks oder Federviehes S. 1—8

Erster Abschnitt.

Die Cultur der ökonomischen Landvögel, und zwar:

Das Erste Kapitel.

1) Die Cultur der Trut- oder Wälschenhühner. 9—23
2) Die verschiedenen Arten der Truthühner ebd.

Das zweite Kapitel.

Die Cultur der gemeinen Haus- oder Hofhühner 24—30

Ihre Abstufungen und Spielarten sind folgende:

1) Das gemeine, oder sogenannte Bauernhuhn 30

Hieher gehört:

a) Das Huhn mit einem kleinen Federbusche am Hinterkopfe, und einem kleinen Kamme S. 31
b) Den Krohnenhahn 31

2) Das Hauben- oder Buschhuhn, das man auch das geschopfte Huhn nennt ebd.

Abänderungen hiervon sind:

a) Das goldfarbige oder Goldlackhuhn 32
b) Das silberfarbige, oder Silberlackhuhn ebd.
c) Das schwarze Huhn mit weißem Federbusche 33
d) Das weiße Huhn mit schwarzem Federbusche ebd.
e) Das Achat- und Chamoifarbige Huhn ebd.
f) Das schieferfarbige Huhn mit einer Holle von gleicher Farbe ebd.
g) Das karpfenschüpfige Huhn mit einer blaßgelben Holle 34
h) Das braune Haubenhuhn mit weißen perlenförmigen Pünktchen auf den Federn ebd.

3) Der Kaularsch. Dieses schwanzlose Thier wird auch das ungeschwänzte Huhn, Muz, das persische und virginische, so wie auch das Kluthuhn genannt 34
4) Das Strupphuhn. Dieses auch Straubhuhn, Krullhuhn, Kraushuhn, und ostfriesländisches Huhn genennt 35
5) Das Zwerg- oder Dachshuhn 37

Von dieser Art hat man folgende:

a) ganz kleine mit nakten Füßen ebd.
b) ganz kleine mit befiederten Füßen ebd.
c) mittelgroße mit nakten Füßen ebd.
d) mittelgroße mit befiederten Füßen ebd.

Man hat auch noch mehrere Arten kleiner Hühner, dahin gehören:

a) Der Ocoho, oder die Henne von Madagaskar 38
b) Das kleine Javanische Zwerghuhn ebd.

c) das

c) das Huhn von Bantam, oder das englische Zwerghuhn, welches auch das gestiefelte rauchfüßige Huhn genennt wird S. 38
d) Das Huhn von Bantam, oder das englische Zwerghuhn, welches auch das gestiefelte rauchfüßige Huhn genennt wird ebd.
e) Das Huhn von Camboge 39
6) Der hamburgische Hahn nebst der Henne die auch unter dem Namen Sammthosen bekannt sind ebd.
7) Das Wollhuhn, japanische Huhn oder Haarhuhn 40
8) Das Mohrenhuhn oder schwarze Huhn ebd.
9) Das türkische Huhn 41
10) Die Sporhenne ebd.
11) Das fünf und sechszehige Huhn ebd.
Die Wahl des Hahns und der Hühner 42—45
Wie der Stall oder das Hühnerhaus beschaffen seyn muß 45—48
Wann die beste Zeit Hühner anzuschaffen 49
Vom Füttern der Hühner 50—53
Vom Eierlegen der Hühner 53—58

Die verschiedenen unvollkommenen Eierarten sind folgende:

1) Die Spureier 59
2) Die Windeier ebd.
3) Die Fließeier ebd.
4) Die Hahnen- oder Hexeneier 60
5) Eier mit doppelter Dotter ebd.

Beschreibung der Theile, woraus ein vollkommenes Ei bestehet 61—62
Brutzeit der Hühner 62
Mittel, den Hühnern das Gluckſen zu vertreiben 63
Die Wahl der auszubrütenden Hühner 64
Die Brutneste der Hühner 65
Die Zahl der unterzulegenden Eier 66
Mittel wider das Anpicken der Eier 67—68
Wie lang eine Glucke Zeit zum Ausbrüten nöthig hat 68
Mittel zu erfahren, ob die untergelegten Eier Junge in sich enthalten 68—69

Die Entwickelung des jungen Thierchens im Eie S. 70—74
Die Behandlungsart der jungen Küchelchen 74
Womit die jungen Küchelchen zu füttern 74—76
Mittel, die Bruthühner gleich nach dem Ausbrüten als Legehühner benutzen zu können 76
Verschiedene Mittel, junge Küchelchen ohne Bruthenne zu ziehen 76—88
Die künstliche Gluckhenne 89—96
Mittel, einen Capaun zu Führungen der Jungen geschickt zu machen 96
Verschiedene Schriften, die über die Ausbrütungsmaterie können nachgelesen werden 97—98

Das dritte Kapitel.

Die Cultur der Tauben ebd.
Die Verschiedenheit der Tauben 100

1) Die Feldtaube oder der Feldflüchter 101—102
Ihre Mannichfaltigkeit in Rücksicht der Farben 103

1) Tauben von ganz oder doch wenigstens größtentheils weißer Farbe 103

Hierher gehören:

a) Ganz weiße ebd.
b) Der Schwarzkopf ebd.
c) Der Rothkopf ebd.
d) Der Blaukopf ebd.
e) Die Schnippe ebd.
f) Die Rothbrust 104
g) Der Raiger ebd.

2) Tauben von ganz rother, oder doch größtentheils rother Farbe ebd.

Hieher gehören:

a) Ganz rothe ebd.
b) die Kupferbraune 105
c) der rothe Weißschwanz ebd.
d) die Weißschnippe ebd.
e) die Rothgelbe ebd.

3) Tauben von ganz oder doch größtentheils blauer Farbe S. 105

Hierher gehören:

a) die ganz blaue ebd.
b) die Blaublässe 106
c) die genagelte Taube ebd.

4) Tauben von ganz oder doch größtentheils schwarzer Farbe ebd.

Hierher gehören:

a) die ganz schwarzen ebd.
b) der schwarze Weißstrich 107
c) der schwarze Weißschwanz ebd.
d) der schwarze Weißkopf ebd.
e) die gestaarte Taube ebd.
f) der gestaarte Weißstrich ebd.

5) Tauben von vermischter Farbe 108

Hieher gehören:

a) Die Schwarzgeschüppten ebd.
b) Die Rothgeschüppten ebd.
c) Die getiegerte Taube ebd.
d) Die Schildtaube ebd.
e) die Strichtaube 109
f) Die gedachete Taube ebd.

Die eigentliche Haustaube ebd.

Die vorzüglichsten Spielarten von dieser Gattung sind folgende:

1) Die Mond- oder Monatstaube ebd.

Die Arten dieser Tauben sind:

Die Haus- oder Latschtauben, und 110
Die zweite Art ist fast noch halb so groß, als die Feldtaube ebd.

Spielarten davon sind:

a) Die türkische Taube, die man auch die arabische oder persische Taube nennt ebd.
b) Die große Höckertaube oder Padogotte 111
c) Die römische Taube 112

2) Die Trommeltaube S. 112
3) Die Pfauentaube 113
4) Das Mövchen, oder die Taube mit der Halskrause ebd.
5) Die Strupp- oder krause Taube 114
6) Die Taube mit dem Schwalbenschwanz ebd.
7) Die Kropftaube ebd.

In Rücksicht der Farbe hat man von ihr folgende Abänderungen:

a) Die Hellfahle 115
b) Die Isabellfarbige ebd.
c) Die Weiße ebd.
d) Die Weiße, Rauchfüßige ebd.
e) Die Stahlgrüne 116
f) Die Sanftgrüne ebd.
g) Die Hyacinten ebd.
h) Die feuerfarbige Taube ebd.
i) Die Nußbraune ebd.
k) Die Kastanienbraune ebd.
l) Die Mohrenkropftaube ebd.
m) Die Schieferfarbige ebd.
8) Die Mönchstaube 117
9) Die holländische Muscheltaube ebd.
10) Die Nonnen- oder die Schleiertaube 118
11) Die Maskentaube ebd.
12) Die Schweigertaube 119
13) Die Purzeltaube oder Tümmler ebd.
14) Die Klatsch- Schlag- oder Wendetaube 120
15) Die Karmelitertaube ebd.
Wohnung der Haustauben 121
Wohnung der Feldtauben oder Feldflüchter ebd.

Die Verschiedenheit der Taubenwohnungen sind folgende:

a) Die Taubenkästen 122.
b) Die Taubenhäuser ebd.
c) Die Taubenschläge ebd.
Beschreibung der Bauart der Taubenkasten 122—123
Vorsichtsregeln, die man bei Anlegung dieser Art von Taubenwohnungen anzuwenden hat 123—126

Be-

Beschreibung der Bauart der Taubenhäuser S. 126—127
Beschreibung der Bauart der Taubenschläge 127—133

Die verschiedenen Arten der Taubenester sind folgende:

1) Die hölzernen Taubenester 134
2) Die strohernen Taubenester 135
3) Die irdenen und steinernen Taubenester 136
Wann die Tauben anzurufen und herbeizuholen 138
Unterscheidungs-Merkmale der beeden Geschlechter von einander 140
Verschiedene Arten von Sulzen 145—146
Benennung verschiedener Sackfrüchten, welche zum Taubenfutter dienen können 147—150
Kartoffeln dienen zum Taubenfutter
Die Fütterungsart der Tauben 151—154
Vom Paaren der Tauben 154—158
Die Erbauung des Taubenestes 158
Beschreibung der ersten Nahrung der jungen Tauben 161
Wann die jungen Tauben sehend werden 162
Die Mausezeit der Tauben 163
Wie viel die Haus- oder Hoftauben jährlich Junge liefern 164
Wie viel die Feldflüchter jährlich Junge liefern ebd.
Wenn die Alten umgekommen, wie alsdann die Jungen zu behandeln 165
Was ist bei den jungen Tauben, welche man zur Nachzucht wählen will, zu beobachten 166
Zu welcher Jahrszeit soll man die jungen Tauben fliegen lassen 167
Künstliches Merkmal, woran man das Alter der Tauben erkennen kann 168—170
Worauf bei der Mastung der Tauben zu sehen 170—171
Schriften, welche über die Taubenzucht nachgelesen werden können 172

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Die Cultur der ökonomischen Wasservögel S. 172

Erstes Kapitel.

Die Cultur der Gänse 172
Von der Wahl der zur Zucht anzukaufenden Gänse 174
Merkmale, woran das Alter der Gänse zu erkennen 175
Unterscheidungszeichen die beeden Geschlechtsarten der Gänse von einander zu unterscheiden 176
Wann die Zuchtgänse anzukaufen 177
Von dem anzulegenden Gänsestalle ebd.
Wann die Legezeit der Gänse eintritt 178
Zeichen einer guten Brutgans ebd.
Was bei der Brutzeit zu beobachten 179
Regeln, welche bei den jungen ausgekrochenen Gänschen zu beobachten ebd.
Womit die jungen Gänschen anfänglich zu füttern, und wie sie zu behandeln 180
Womit die Gänse im Winter zu füttern 181

Das zweite Kapitel.

Die Cultur der Enten 183
Von den türkischen, indianischen oder Bisamenten 174—185
Wann fängt die Legezeit der Enten an, und was hat man alsdann zu thun 186
Das Brüten der Enten 187
Womit die jungen Entchen zu füttern 188

Dritter Abschnitt.

Die Benutzung des Federviehes und seiner Produkte, seine Feinde, die Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten 190

Das erste Kapitel.

Die Benutzung des Federviehes und seiner Produkte ebd.
a) Die Benutzung und Aufbewahrung der Eier 191
Woran erkennt man, ob die Eier frisch oder alt sind 193

Wie können Eier den Winter durch gut gehalten werden S. 194—202

b) Die Benutzung der Federn 203

1) die Federn der Truthühner ebd.
2) Die Federn der gemeinen Hof- oder Haushühner 204
3) die Taubenfedern ebd.
4) Die Gänsefedern ebd.

Was ist beim Rupfen der Gänse zu bemerken nöthig 206
Die Gänse liefern mehrere Sorten von Federn, uemlich: 207

a) Pflaumen- oder Staubfedern ebd.
b) die Rauf- und Schleißfedern ebd.
c) die Schwungfedern 209
d) die Entenfedern 209
e) die Benutzung des Fleisches 211

Das Mästen des Federviehes geschiehet durch die gemeine Mast, und durch die poulardeiemäßige Mast 212

1) Die gemeine Mast ebd.
Das gemeine Mästen der Truten ebd.
Das gemeine Mästen der Hofhühner und Hähner 313—215
Das gemeine Mästen junger Tauben 215
Das gemeine Mästen der Gänse 215—217

1) mit Hafer 218
2) mit Gerste ebd.
3) mit türkischem Waizen ebd.
4) mit Buchwaizen oder Heidekorn ebd.

Das Mästen der Gänse durchs Stopfen 219
a) entweder mit Nudeln aus Mehl, oder
b) mit ganzen Körnern 220
a) das Stopfen der Gänse mit Nudeln 220—222

1) Das gemeine Mästen der Enten 225
2) die poularderiemäßige Mast des Flügelwerks
Von den Mastställen und übrigen nöthigen Mastungsanstalten 227—231
Das Castriren der Hähner und Hühner 231—240

Vom

Vom Futter das poulardeviemäßig gemästet werden sollenden Viehes im Allgemeinen S. 240. 241
und ins besondere:

1) Die Bereitung des Futters für einen Trutkapaun, oder Truthahn 242
2) Die Bereitung des Futters für eine Truthenne ebd.
3) Die Bereitung des Futters für die Kapaunen und eigentlichen Poularden 243
4) Die Bereitung des Futters für die Tauben ebd.
5) Die Bereitung des Futters für die Gänse und Enten 244

Allgemeine Regeln, welche beim Füttern zu beobachten 245—247

Das Abschlachten der Tauben 250
Vom Abschlachten der Gänse 250—251

Das Räuchern der Gänse geschiehet:

a) auf gemeine Art, und
b) auf pommersche Art 253
a) Das Räuchern der Gänse auf gemeine Art ebd.
b) Das Räuchern der Gänse auf pommersche Art 254

Das Erhalten der zum Theil schon zugerichteten Gänse 255—256
Verzeichniß der Schriften, welche über die Mastungsanstalten nachgelesen werden können 256—257

c) Die Benutzung der Excremente des ökonomischen Flügelwerks 257—261
Wann und womit die Hühnerhäuser und Ställe zu reinigen 257—258
In welchem Boden thut der Hühner- und Taubenmist die beste Dienste 259—260
Was ist mit dem Miste der Gänse anzufangen 260—261

Zweites Kapitel.

Die Feinde des Federviehes, die Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten 262
1) Die Feinde des ökonomischen Flügelwerks ebd.

Feinde

Feinde des Federviehes sind unter den vierfüßigen Thieren die vorzüglichsten folgende:
a) Der Marder S. 263

Von diesem Geschlechte giebt's zweierlei Arten, nemlich:

a) der Steinmarder ebd.
b) der Baummarder ebd.
a) der Steinmarder 263—264
b) der Iltis 264—267
c) Die Katze 267—269
d) Der Fuchs 269—271
e) Das Wiesel 271—272
f) Die Ratten 273

Unter den Raubvögeln sind als Feinde bekannt:

1) der kleine Adler 274
2) der Hühnergeier ebd.
3) der Weihe 275
4) der Ringelfalk ebd.
5) der Rostweihe 276
6) der Habicht ebd.
7) der große Sperber 277
8) Die Raben, und unter diesen vorzüglich die Kolkraben 278
Mittel zu Beseitigung der Raubvögel 278—283

Unter den Insekten sind die vorzüglichsten Feinde des Federviehes:

Die Wanzen 283
Flöhe ebd.
Läuse ebd.
Mittel, diese Feinde zu vertreiben 284—285

2) Die Krankheiten des Federviehes und ihre Heilung 285
1) Zu den allgemeinen Krankheiten des Federviehes werden gerechnet: 286
a) das Mausen oder Federn ebd.
b) die Darre, Dartsucht oder Vermagerung 287
c) der Pips 288—289
d) die Verstopfung 289—290
e) Der Durchlauf 290
f) Der Catharrfluß oder das Röcheln. 290

g) Böse

g) Böse Augen S. 290—91
h) Der Beinbruch 290

2) Besondere Krankheiten des Federviehes
a) Krankheiten der Truthühner 291—92
Krumme Beine 292—93
b) Krankheiten der Hofhühner
a) Die Hühnerseuche 293
b) Die fallende Sucht 293—294
c) Die Krätze 294
d) Das Podagra 294—95
e) Die Aufstößigkeit 295
f) Das Aufblasen des Kropfes 295—296
g) Das Schwellen des Kopfes 296

3) Die Krankheiten der Tauben.
1) Die Schwermuth 296—97
2) Die Krätze oder die Raute 297—98
3) Die Blattern 297—99
d) Die Krankheiten der Gänse 199
1) Die Aufstößigkeit 299
2) Der Durchlauf 300
3) Der Pips oder Zips 300
4 Das Aufschwellen des ledigen Kropfes 300
5) Die Gänseseuche 301—302
e) Die Krankheiten der Enten 302

Er=

Das Ganze der Federviehzucht.

Einleitung.

§. 1.

Das ökonomische Flügelwerk oder Federvieh theilt sich selbst nach dem Fingerzeige der Natur in verschiedene Arten. Einige derselben leben blos auf dem Lande, andere hingegen auf dem Lande und im Wasser zugleich. Erstere nennen wir daher ökonomische Landvögel, leztere hingegen ökonomische Wasservögel.

Zu den ökonomischen Landvögeln zählen wir:

I) die Trut- oder Wälschenhühner,
II) die gemeinen Hof- oder Haushühner, und
III) die Tauben.

Zu den ökonomischen Wasservögeln:

A) die Gänse und

B) die Enten.

Wir nennen diese Thiere ökonomisches Flügelwerk, ökonomisches Federvieh, oder auch ökonomische und landwirthschaftliche Vögel, weil sich bekanntlich der Oekonom und Landwirth mit ihrer Wartung und Pflege zu beschäftigen pflegt, dahingegen das übrige Flügelwerk, welches eigentlich Gegenstand der Jagd und des Vogelfanges ist, blos unter dem Schutze der guten Mutter Natur lebt, und seine Nahrung auf mannichfaltige Art selbst suchen muß.

Wir könnten freilich auch den stolzen Pfau, der ebenfalls unter hausväterlicher Obsorge stehet, und sein Futter aus den Händen seines pflegenden Herrn erhält, unter das landwirthschaftliche Flügelwerk zählen; allein da dieser zwar schöne und gefällige, sonst aber ganz unnütze Vogel blos zum Vergnügen dient, so wollen wir seine Cultur hier übergehen, und nur jenes Flügelwerk betrachten, welches doch wenigstens einigen Nutzen bringt.

§. 2.

Die Benutzung des ökonomischen Flügelwerks oder des Federviehes ist mannichfaltig; denn es liefert uns zum Theil seine Eier, sein Fleisch, seine Federn, und seine Excremente, die dann sämmtlich wieder auf verschiedene Art benutzet und verwendet werden können. Ob aber diese Benutzung, von welcher wir hier weitläufig zu handeln noch nicht nöthig erachten, die Aufwandsumme und die zu berechnende Mühe, die man auf die Wartung und Pflege der Thiere verwendet, überwiege, ist eine Sache, worüber man bis jezt noch nicht ganz hat einig werden können. Bald hat man zu viel, bald aber zu wenig von einer oder der andern Seite in Anschlag gebracht. Es kömmt hier wohl darauf an, wie man sie nach den vorliegenden örtlichen und ökonomischen Verhältnissen nehmen muß.

Wenn man freilich das Federvieh Jahr ein Jahr aus aus dem Sacke füttern muß, so dürfte wohl, das Vergnügen, welches hier die Liebhaberei genießt, abgerechnet, nicht viel Lohnendes zu erwarten seyn; da möchten wohl die Federn zu den Betten, die Eier, die jungen Hähner und Kapaunen sehr hoch zu stehen kommen — sehr kostbar seyn. Wenn man aber wirklich Landwirthschaft treibt, wenn man mit allem dazugehörigen versehen ist,

und überdies auch wohl noch in der Nähe großer volkreicher Städte wohnt, da läßt sich die Sache ganz anders betrachten. Da gehen die Truthühner und Gänse im Sommer auf die Weide, die Enten besuchen die nahe liegenden Bäche und Pfützen, die Hühner scharren im Miste, suchen die verlorengegangenen Körner, Insekten und Gewürmen, und die Tauben — nemlich die Feldflüchter — fliegen ohnehin zu Felde, und holen sich da, — freilich auf gemeinschaftliche Kosten — ihre Nahrung, und dann bürgt die nahe liegende volkreiche Stadt für den Absatz. Ueberhaupt aber muß ich offenherzig gestehen, daß ich unmöglich der Cultur des Federviehes eine große Lobrede halten kann. Das seye übrigens aber auch wie ihm wolle: die Thiere sind nun einmal da, und müssen auch bei einer wohleingerichteten Landwirthschaft in manchem Betrachte da seyn, und sollte man ihre Cultur auch wirklich ein nothwendiges Uebel nennen müssen. Federn und Eier sind einmal zu unentbehrlich geworden, als daß man die Thiere, welche uns solche liefern, vernachläßigen, oder gar vertilgen sollte.

Schriften, die über gegenwärtige Einleitung, so wie über die noch folgenden Kapitel mit Nutzen nachgelesen werden können, sind folgende:

1) Johann Gottlieb von Eckardts Experimental-Oekonomie über das animalische, vegetabilische und mineralische Reich, oder Anleitung zur Haushaltungskunst, verändert, mit Anmerkungen und Kupfern begleitet, von Laurenz Johann Daniel Succow, Jena 1778. In diesem ewig klassischen Werke, das nur *einige* Ausmusterung verdient, findet man im 8ten Kapitel des dritten Theiles von der 303ten bis 357ten Seite eine ganz artige Abhandlung vom Federvieh, so wie von den Mastungsanstalten nemlich von der Poularderie. —

2) Dr. Joh. Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Hier wird man unter den hierher gehörigen Rubriken viel Zweckmäßiges und vorzüglich im 26ten Theile unter dem Artikel Huhn eine sehr weitläufige und schöne Abhandlung von der Cultur dieses Thieres, so wie einige Bemerkungen über die Vortheile desselben finden.

3) Des Herrn Buchoz ökonomisch-physikalische Abhandlung vom Federvieh, welches zum Vergnügen in Vorhöfen und Vorwerken

pflegt gehalten zu werden. Als ein Unterricht, dieses Geflügel zu erziehen, zu erhalten, zu vermehren, zu füttern und in der Hauswirthschaft zu benutzen. Aus dem Französischen übersezt von J. W. Consbruch. Als ein Supplement zu Büffons Naturgeschichte. Münster 1777.

4) Johann Riems monatlich praktisch-ökonomische Encyclopädie. Leipzig 1789. 3 Bände. So wie man in diesem jedem Oekonomen nicht genug zu empfehlenden Werke, wovon der erste Theil bereits zum zweitenmal aufgelegt worden, bei jedem Monate das Nöthige der Haus- und Landwirthschaft findet, so ist dieses auch der Fall mit der Federviehzucht. Vorzüglich liefert uns der dritte Band auf der 121sten und folgenden Seite einige schöne hingeworfene Gedanken über den Nutzen der Federviehzucht.

5) Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands. Vier Bände mit Kupfern. In diesem ganz vortrefflichen Werke findet man nicht nur die Naturgeschichte des sämmtlichen Flügelwerks, sondern auch die ökonomische Wartung, Pflege und Benutzung desselben.

6) Ladislaus Reichsedlen von Stoixner; praktisch-ökonomische Abhandlungen von der Viehzucht und dem Federvieh, 2 Theile. Nürnberg 1788. Im zweiten Theile wird blos von der Cultur des Federviehes gehandelt.

7) Unterricht für Hausmütter, welche die Zucht und Wartung des Federviehes und der Ziegen auf eine vortheilhafte Art einrichten, und die Krankheiten dieser Thiere heilen wollen, nebst einer Abhandlung von den Krankheiten der Bienen und einem Bienenkalender. Magdeburg 1795.

8) Oekonomische Hefte für Stadt- und Landwirthschaft. Leipzig. Im dritten Hefte des 8ten Bandes dieser Zeitschrift vom Jahre 1797. deren Herausgabe dermalen der Herr Magister Hofmann in Leipzig besorgt, findet man auf der 202ten Seite unter der Rubrik: Ueber die Benutzung des Federviehes bei Landgütern, eine sehr artige Abhandlung von der Cultur des Federviehes. Wenn die in diesem Hefte angefangene Abhandlung, welche sich bis jezt blos mit der Cultur der Haushühner beschäftigte, in den folgenden Heften ausgeführt wird, so glaube ich, wird sie eine der vorzüglichsten wer-

den, die über diesen Gegenstand heraus gekommen sind.

Ich habe diese Schriften deswegen hier angeführt, um mich in der Folge blos darauf beziehen zu können, die übrigen, welche von einem oder dem andern Zweige der Federviehzucht handeln, werden wir noch im Verlaufe unsers Vortrags kennen lernen.

Erster Abschnitt.

Die Cultur der ökonomischen Landvögel,

und zwar:

Das Erste Kapitel.

I) Die Cultur der Trut- oder Wälschenhühner.

§. 1.

Nach der in der Einleitung vorgelegten Abtheilung des ökonomischen Flügelwerks oder Federviehes, nahmen die Trut- oder Wälschenhühner den ersten Plaz ein, und das ist auch die Ursach, warum wir hier zuerst von der Cultur dieser Thiere handeln.

Unsere Alten hielten die Truthühner, die auch calikutische Hühner, türkische Hühner, indianische Hühner, Kutschhühner, Piphühner, Puten, Schruten, Kurren-

und Kuhnen genennet werden für asiatische Vögel, und vorzüglich das auf der malabarischen Küste liegende Königreich Calikut, nicht aber eine Insel Calicut, wie Christ und Stoixner meynen, für ihr eigentliches wahres Vaterland; allein aus den zahlreichen Zeichnissen von Geschichts- und Reisebeschreibern erhellet nunmehro ganz klar, daß sie ein Produkt und Geschenk der neuen Welt, nemlich Amerika's sind; denn es ist bekannt, daß sie noch jezt in diesem Welttheile in der Wildniß leben, so, daß man sie auf den antilischen Inseln, in Neu-Engelland, Mexiko, Jamaica und Brasilien in ganzen Haufen antrift. Eben so bekannt ist es auch, daß man sie vor Entdeckung von Amerika in Europa nicht gekannt hat, und daß sie folglich erst nachher aus diesem Welttheile nach Europa und vermuthlich wohl zuerst nach Frankreich, nach Spanien und England versetzet worden. Man erzählt sich, daß der erste Truthahn 1570 auf der Hochzeittafel Karls des 9ten Königs von Frankreich sey gespeiset worden.

Wer mehr über das Vaterland der Truthühner, und die Einführung derselben in Europa lesen will, der nehme das zweite Stück des dritten Bandes von Beckmanns Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen. Leipzig 1792.

1792. zur Hand, wo er von der 238ten bis 269ten Seite die besten Nachrichten aus den ausgesuchtesten Quellen zu seiner Befriedigung finden wird.

§. 2.

Wir betrachten hier sowohl den Hahn als die Henne dieses Flügelwerkes. Der Hahn ist größer als die Henne, von der er sich auf mannichfaltige Art unterscheidet. Sein Kopf und der zunächst an diesem sitzende Theil des Halses ist nakt, und blos mit einer Haut bedeckt, auf welcher man ganz kurze Federkielchen, die mit fleischigten theils weißen, theils hell, theils rosenrothen, theils auch ins blaulichte spielenden Warzen bekleidet sind, bemerken kann. Unten am Halse, da wo die Brust anfängt, hängen hochrothe, beinahe perlenförmige Drüsen. Oben auf dem Schnabel sizt ein rother fleischichter Zipfel, den man an einigen Orten die Rotznase nennt. Diesen kann das Thier nach Willkühr zusammenziehen und ausdehnen, so daß er ganz an der Seite des Schnabels, den er ohnehin so ziemlich bedeckt, herunter hängt. Mitten vor der Brust bemerket man einen kleinen etwa Daumens langen und Daumens dicken Busch, der ganz einem Löckchen Pferdehaaren ähnlich siehet. Die Rücken- und Flügelfedern sind gleichsam viereckicht geschnitten. Den Schwanz, der aus achtzehn

zehn Federn zusammengesezt ist, kann das Thier willkührlich in grader Richtung erheben, und ihn wie ein halbes Rad oder einen Sonnenfächer aus einander thun.

§. 3.

Die Truthenne ist viel kleiner als der Hahn, sie hat eben das drüßichte Fleisch, womit ihr Kopf und Hals bedeckt ist, eben den Zipfel auf dem Schnabel, nur ist dieser weit kürzer, und läßt sich bei weitem nicht so verlängern, wie jener des Hahnes, so wie dann auch die nackten oder blosliegenden Fleischtheile des Kopfes und des Halses von einem weit blässerem Roth, als beim Hahne sind. Sie hat keine Sporn an den Füßen, kein Haarbüschchen vor der Brust, noch kann sie mit ihrem Schwanze einen Fächer bilden, oder ein Rad, wie der Hahn machen. Ihr Ton ist ein bloses unangenehmes Gepiepe verbunden mit einem klagenden Accente. Ueberhaupt spielen beide Geschlechter eine dumme Figur, sind außerordentlich furchtsam, und laufen vor Gegenständen, die sie beim geringsten Widerstande entfernen könnten; nur zur Zeit der Liebe und beim gereizten Zorn legt der Hahn sein einfältiges und Furcht verrathendes Aeußere ab; er bläßt seinen Hals und Kopf auf; alle seine blosliegenden Theile am Halse bekommen

ein

ein sehr lebhaftes Roth, und jene am Kopfe färben sich blau; der Zipfel auf dem Schnabel dehnet sich aus, bedeckt den ganzen Schnabel; die Rückenfedern sträuben sich, die Flügel senken sich mit einer zitternden Bewegung nach der Erde, der Schwanz richtet sich auf, und bildet ein sich hin und her bewegendes Rad, oder einen ganz aufgemachten Fächer. Das Thier gehet ganz stolz und gravitätisch um sein Weib herum, macht ein langes Gemurmele, und unterbricht dieses durch ein starkes allgemein bekanntes Gekullere, das es dann um so öfterer wiederholt, als es durch äußere Gegenstände, z. B. durchs Pfeifen, durch rothe oder blauliche Gewänder gereizet wird; so wie dann auch die Henne als ihre Junge führende Mutter im Fall der Noth einen gewissen Grad von Herzhaftigkeit und Muth zeigt, der aber vermuthlich blos eine Folge von mütterlicher Liebe und Sorgfalt ist.

Die Farbe der Truthühner von beiderlei Geschlecht, ist sehr verschieden. Man hat schwarze, graue und bunte. Unter diesen sollen nun nach den Bemerkungen des Hrn. von Bomare, die grauen die dauerhaftesten seyn; die weißen aber, wie dies der Fall bei mehrern Thiergattungen ist, das beste und schmackhafteste Fleisch liefern. Wenn

man

man die Schwarzen und zwar vorzüglich die schwarzen Hähne etwas genau betrachtet, so bemerket man auf ihren Federn einen dunkelgrünen Schimmer, der sich, so wie sich das Thier in der Sonne wendet, bald mehr bald weniger zeigt.

§. 4.

Nachdem wir nun beide Geschlechter der Truten haben kennen gelernt, so wollen wir auch ihre Vermehrung, Wartung und Pflege betrachten.

Der Truthahn, der eigentlich in der Vielweiberei lebt, kann 8 bis 10 Hühnern ganz gemächlich vorstehen, jedoch den Endzweck seiner Bestimmung nur zwei Jahre ganz vollkommen erreichen; denn die ihm eigenen natürlichen krampfartigen Zufälle schwächen ihn zu sehr, und er martert die Hühner mit seinem ohnmächtigen und von zureichenden Kräften nicht genug unterstüzten guten Willen, wieder so, daß in der Folge von der ganzen Befruchtungshandlung wohl nicht viel zu erwarten seyn dürfte. Am besten ist es daher, man mästet und schlachtet solchen Hahn, wenn er zwei Jahre lang seine Dienste versehen hat. Uebrigens aber wähle man sich zur Zucht einen solchen, der die mehrste Stärke, die mehrste Lebhaftigkeit und den größten Nachdruck in seiner Thätigkeit zeigt.

Die

Die Truthüner legen des Jahrs zu zwei verschiedenen Jahrszeiten, nemlich einmal im Frühjahre und das anderemal am Ende des Julius und auch im August Eier. Die Eier nun, welche in dieser lezten Zeit gelegt werden, darf man ja nicht ausbrüten lassen; denn man bedenke: Ehe die Henne abgelegt hat, ist der August bald, oder vielleicht gar zu Ende; nun brütet die Henne vier Wochen, so daß das Auskriechen der Jungen an das Ende des Septembers oder gar in den Oktober fällt; nun nehme man einmal die rauhe Herbstwitterung, und die außerordentlich zärtlichen und weichlichen jungen Putchen zusammen, so wird man sich gleich den Augenblick überzeugen, daß es mit der Herbstbrut nichts seye. Nein, man wähle die Frühlingseier und Frühlingsbrut. Wenn man freylich die Brutnester in warme Zimmer machen, und die Jungen darin warten und pflegen will, so ist das natürlich etwas ganz anderes.

§. 5.

Am besten thut man, wenn man sich zum Ausbrüten zweijähriger Hühner bedient; denn diese legen, wie die öftere Erfahrung beurkundet, im Frühjahre eher, brüten ordentlicher, und führen auch ihre Jungen am besten.

Sobald die Hühner abgelegt haben, — und das ist gewöhnlich der Fall, wenn sie funfzehn, siebenzehn bis zwanzig Eier gelegt haben, welches größtentheils um Ostern eintrifft, — so verlangen sie zu brüten, sie bewahren das Nest, und bleiben auf dem unter ihnen liegenden Eie sitzen. Merkt man dieses, so muß man einer solchen Henne, wenn man mehrere derselben hat, das Brüten nicht sogleich verstatten, sondern sie so lang warten lassen, bis noch mehrere abgelegt haben, und so ebenfalls Lust zum Brüten zeigen; denn da hat man doch in der Folge nur einerley Arbeit beim Brutgeschäfte. Damit man aber die zuerst zum Brüten geneigte oder gluckende Henne nicht etwa verdrüßlich mache, so nehme man ihr ihre Eier weg, lege ihr ein Hühnerei unter, und lasse sie so lange darauf sitzen, als sie will.

Zeigen aber sämmtliche Hühner Lust zum Brüten, so mache man die Brutnester zurecht, lege in jedes funfzehn bis siebenzehn Eyer, setze sodann die Hühner darauf, mache den Stall etwas dunkel, und verwahre ihn überhaupt so, daß nicht etwa Hunde hinein, die brütende Henne stöhren, und Schweine die Brutnester mit den Eiern ruiniren können, welches der Fall leicht seyn kann, wenn der Stall unmittelbar auf der Erde ist. Die Nester

selbst

selbst bereitet man so, daß keine Eier heraus fallen können, und versiehet sie, damit die Eier nicht unmittelbar auf dem kalten Boden liegen, unten mit Strohe und dann mit etwas Heu. Wenn man ordentliche aus Strohringen verfertigte Nester hat, so braucht man sich vor dem Herausfallen der Eier nicht zu fürchten. Alle vier und zwanzig Stunden öfnet man den Stall, hebt die brütende Hühner von den Nestern, und giebt ihnen vor dem Stalle vollauf zu fressen und zu saufen. Hierzu ist man um so mehr genöthiget, als diese Thiere so hitzig auf das Brüten sind, daß sie vielleicht Hungers sterben würden, wenn man sie nicht vom Neste nähme, und zum Fressen zwänge. Haben sie sich aber satt gefressen, so bringt man sie wieder auf ihr Nest, und fährt dann so bis ans Ende der Brutzeit fort. Da es nun seyn kann, daß eine Henne bei dem Umwenden der Eier mit ihren Schnabel, ein oder das andere Ei so auf die Seite brächte, daß sie es nicht gehörig bebrüten könnte, so muß man dasselbe wieder ordentlich unterlegen, damit es gehörig bedeckt und erwärmet werden kann. Den achtundzwanzigsten und neunundzwanzigsten Tag der Brutzeit, — denn die Truthühner brüten vier Wochen, — untersucht man die Eier. Findet man, daß die Jungen anfangen auszukriechen, und ihre Hüllen zu verlassen, so darf man ja

die Alten nicht mehr vom Neste heben, sondern man läßt sie ohne Futter sitzen bis die kleinen Putchen alle ausgekrochen sind. Ist das aber geschehen, so läßt man die Bruthühner wieder vor dem Stall zum Fressen, und setzet während der Zeit die Jungen, die von zwei Hühnern sind ausgebrütet worden, in ein Nest zusammen, giebt sie mithin auf diese Art, einer Pflegemutter, oder einer Führerin. In die bei dieser Gelegenheit leer gemachten Nester legt man, nachdem man sie gehörig gereiniget hat, zwanzig bis einundzwanzig Enten- oder Hühnereyei, um so von der Begierde der alten Truten zum Brüten doppelten Vortheil zu ziehen. Will man aber etwa von einer Truthenne Enten- und Hühnereier zugleich ausbrüten lassen, so muß man ihr die Hühnereier acht Tage später unterlegen, als die Enteneier, damit die Jungen zu gleicher Zeit herauskommen; denn die jungen Entchen brauchen vier, die jungen Hühnerchen aber nur drei Wochen Brutzeit zu ihrer Vollendung.

Wenn man freilich nur eine Bruthenne hat, so kann man das bishero beschriebene Verfahren in seinem ganzen Umfange nicht anwenden, so wie dieses jedem Oekonomen sehr leicht begreiflich seyn wird. Ueberhaupt aber müssen wir bemerken, daß, wenn man sich doch mit der Truthühnerzucht abgebe

geben will, man wohl thue, daß man sie etwas ins Große treibt; denn erstlich gehts mit der Wartung und Pflege in einem hin, und zweitens kann man da auch eine ordentliche Hüterinn halten, die die Thiere, so lang es nur immer geben will, aufs Feld treibt, wobei dann allerdings viel gespart wird.

§. 6.

Da die kaum ausgekrochenen jungen Putchen noch von dem Gelben des Eies gesättiget sind, so bedürfen sie in den ersten vierundzwanzig Stunden keines Futters. Recht wohl thut man, wenn man die Jungen, sobald sie ausgekrochen und abgetrocknet sind, in kaltes Wasser taucht, sie sogleich wieder herausnimmt, und sie sodann unter die Bruthenne zur Bedeckung steckt, so wie man ihnen dann auch ihre Füße in Branntewein tauchen, und ihnen ein paarmal Pfefferkörner, das erstemal eins, und das anderemal zwei eingeben kann. Die Fütterungsmethode besteht nun in folgendem: Wenn die Putchen einmal vierundzwanzig Stunden alt sind, so giebt man ihnen hartgekochte, abgeschälte und klein gehackte Eier, worunter man zerriebene Brodkrumen, und klein gehackte junge Nesseln gemischt hat, so wie auch entmolkte oder molkenfreie in einem Beutel ausgepreßte Sauermilch, die man

an einigen Orten Käsematerie oder Hotten nennt, welche man ebenfalls mit Brodkrumen und klein gehackten Nesseln vermischt hat. — Nach einigen Tagen kocht man Erbsen ganz weich und zerdrückt oder zerrühret sie, so daß keine ganz bleibt. Hierunter thut man nun etwas Schnittlauch oder grüne Zwiebelschalotten, klein gehackte Brennesseln und zerhackte Eier. Nach acht Tagen läßt man die Eier ganz weg, und giebt ihnen nur Erbsenbrei, Zwiebelschalotten, Brennesseln, Sallat und dergleichen Grünes auf die Hälfte darunter gestampft, oder auch blos Kleyen, Gerstenmehl, Buchwaizengrütze, jungen Sallat und gekrümtes Brod täglich dreimal, und läßt sie außer der Zeit, wenn es schönes Wetter ist, im Graßgarten oder sonst auf grünen Plätzen hüten, wo sie allerhand Würmer, Fliegen und Insekten fangen und solche fressen, welches ihnen recht gesund ist. — Vierzehn Tage wird mit diesem Futter angehalten, und hierauf zwei Theile grünes und nur der dritte Theil von Erbsen, Kleien, Gerstenmehl oder Buchwaizengrütze darunter gekocht, welches dann ihr Futter bleibt. Werden nun die jungen Thierchen stärker, so daß sie den Alten überall folgen können, so läßt man sie, nachdem sie des Morgens ein grünes Futter bekommen haben, mit ihren Müttern durch einen Buben oder durch ein Mädchen ins

Feld

Feld treiben, und da ihre Nahrung suchen, wo sie dann sowohl Graß, als auch allerhand kleines Ungeziefer finden. An alten Gräben und Wasserlachen fangen sie alle kleine Frösche und andere Insekten, zerreißen und verschlingen sie; und hütet man sie in der Heuerndte auf den Wiesen bei dem in Haufen stehenden Heu herum, so fangen sie die darauf hüpfenden grünen, kleinen und großen Heuschrekken, Grillen u. s. w. und verzehren sie mit Appetite. Eine Hauptsache aber ist, daß man die jungen Puten in ihrem zarten Alter überhaupt, als auch bei dem Hüten insbesondere vor der Nässe und Kälte verwahre, sie vor zu starker Sonnenhitze in acht nehme und nicht zulasse, daß sie unter Brennessel gehen; denn so angenehm das Freie und so wohlthätig die sanfte Sonnenwärme für sie ist, so drückend und gefährlich ist ihnen die zu stark brennende in den heißen Mittagsstunden; gut ist es demnach, daß man sie bei eintretendem Hagel oder Regen in Sicherheit bringe, in den heissen Mittagsstunden aber in Schatten treibe, und damit sie nicht durch das Brennen der Nesseln krumm und lahm werden, von denselben entfernt halte. Daß man jung und alt alle Abende nach Hause treibe, und sie da noch mit Futter versehe, verstehet sich wohl von selbst. Mit dieser Huth- und Fütterungsmethode fährt man bis zur Erndte

 fort,

fort, sodann aber treibt man sie sämmtlich in die Getraidestoppeln, läßt sie da die ausgefallenen Körner auflesen, die unter den Stoppeln befindliche Gräser und Pflanzen abrupfen, und andere Nahrungsmittel, z. B. die Insekten suchen, wo man dann, wenn man sonst nicht will, des Fütterns zu Hause ganz überhoben seyn kann. Im Winter füttert man die annoch vorräthigen Truthühner mit gestampften Gartengewächsen, gekochten und zerdrückten Kartoffeln, zerhackten Rüben, worunter man Treber oder Kleien gemischt hat, mit Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, türkischen Waizen u. d. gl. je nachdem man mit einem oder dem andern am besten versehen ist. Aus Erfahrung kann ich versichern, daß der vorher eingequellte türkische Waizen, den man auch türkisches Korn, wälsch Korn, Mays, und Kukuruz nennet, ohne eben geschroten zu seyn, ein ganz vortreffliches Futter für die Truthühner ist.

Der Truthühnerstall kann übrigens unmittelbar auf der Erde, oder auch ein Stockwerk hoch seyn. In edem Falle aber ist es nothwendig, daß er mit hinlänglichen Stangen versehen werde, damit die Thiere bequem sitzen können; so wie er dann auch noch manche andere Bequemlichkeiten haben muß, von denen wir weiter unten, wenn

wir

wir von dem Stalle für die Hof- oder Haushühner reden, handeln werden.

Wie die Truthühner gemästet werden müssen, werden wir weiter unten, wenn wir von den Mästungsanstalten überhaupt handeln, weitläufig zu erläutern suchen.

Das zweite Kapitel.

Die Cultur der gemeinen Haus- oder Hofhühner.

§. 7.

Das Haus- oder Hofhuhn stammt wahrscheinlich von dem wilden Huhne, wovon man noch jezt viele in vielen Provinzen Asiens, in der Indischen Wäldern, in den Wüsten am Caspischen Meere, in der Songarey, Bucharey, China, in einigen Provinzen von Afrika, und auf den Inseln des grünen Vorgebirges findet. Ostindien ist vermuthlich sein ursprüngliches Vaterland, von da es sich zahm, als Hausthier über die ganze Erde verbreitet hat. Es mag aber ihr natürlicher ursprünglicher Aufenthalt seyn, welcher er will, so haben sich diese Vögel doch leicht in der alten Welt von China bis zu dem grünen Vorgebirge und vom mittäglichen Ocean bis zum mitternächtlichen ausbreiten können. Diese Wanderungen sind aber sehr alt und übersteigen Geschichte und Ueberlieferungen. — Unter keiner Gattung des landwirthschaft-

schaftlichen Flügelwerks giebt es wohl so starke Verschiedenheiten, als unter dem bekannten Hühnergeschlechte. Ehe wir aber von diesem handeln, wollen wir erst beide Geschlechter, nemlich den Hahn und die Henne, so wie dies auch der Fall bei den Truthühnern war, betrachten.

Der Hahn unterscheidet sich von der Henne durch die Schönheit seines Wuchses, durch seinen stolzen majestätischen Gang, durch seinen fleischigten rothen Kamm, durch seine rothen fleischigten Lippchen, Lilien oder Glöckchen unter der Kehle, durch seine langen Sporn an den Füßen, durch den Reichthum und die Schönheit vorzüglich seiner Hals- und Brustfedern, die sich bei jeder Bewegung sanft verschieben, durch seine Bürzelfedern, die an den Seiten des Schwanzes herabglitschen, und durch die angenehmen Krümmungen seiner emporstehenden Schwanzfedern, worunter die zwei mittelsten die längsten sind. — Er kündigt durch sein Krähen die Stunden der Nacht, den Anbruch des Tages und oft auch die Veränderung der Witterung an, vertritt so beim Bauersmann die Stelle der Uhr und des Wetterglases, und ist überhaupt das Sinnbild der Wachsamkeit. Er ist sehr wohllüstig, liebt seine Hühner und wird von ihnen geliebt und gefürchtet; er versammelt sie durch seinen

lockenden Ruf um sich herum, theilt jedes der herausgescharrten Körnchen zärtlich mit ihnen, und vertheidiget sie, so viel in seinen Kräften stehet. Ueberhaupt ist er empfindlich, eifersüchtig und muthig; er kämpft mit seinem Nebenbuhler so wie auch mit einem fremden Hahne bis aufs Leben, so wie dies die Erfahrung überhaupt, und die englischen Hahnengefechte, wobei oft große Wetten angestellt werden, insbesondere beurkunden. Ueberhaupt ist Eifersucht die größte Leidenschaft dieses Vogels, und er leidet, wenn er sich stark genug fühlt, schlechterdings nicht, daß ein Nebenbuhler auch Theil an denjenigen Hühnern habe, die sich ihm einmal ergeben haben, und sich in dem von ihm in Besitz genommenen Bezirke des Hofs befinden; denn wenn sich auch drei bis vier Haushähne mit ihren Hühnern auf dem Hofe aufhalten, so kommen sie doch nirgends als im Stalle zusammen, und auch hier behauptet ein jeder in der Regel mit seinen Weibern einen beständigen Platz.

§. 8.

Die Henne weicht in Hinsicht der im vorigen Paragraph vorgetragenen Eigenschaften ganz von dem Hahne ab. Sie hat weder die mannigfaltigen noch so schön glänzenden Federn, als der Hahn, weder einen so großen Kamm, noch so schlang

her-

herabhängende Kehllippchen, als der Hahn, weder die Sporn an den Füßen, noch die krummgebogenen Federn im Schwanze, noch kann sie so, wie der Hahn krähen, so wie dieses alles allgemein bekannt ist. In der Art den Schwanz zu tragen, zeichnet sich dieses Thier vor allen andern Vögeln aus; denn bei ihm sind die vierzehn Schwanzfedern so in die Höhe gestellt, daß sieben derselben, die auf jeder Seite befindlich sind, in einen spitzigen Winkel so zusammenstoßen, daß dadurch gleichsam ein spitzwinklicht Dreieck gebildet wird, dessen Grundfläche oder Oeffnung nach der Erde gerichtet ist.

Die Bestimmung der Hühner ist, Eyer zu legen, Junge auszubrüten, und sie zu führen. Sie legen das ganze Jahr hindurch, außer zur Mausezeit, welche zu Ende des Herbstes oder im Anfange des Winters einzutreten pflegt, und wohl 6 Wochen bis 2 Monate dauert. Selbst den Winter hindurch, wenn dieser nemlich nicht zu kalt ist, wird die gut gefütterte und gepflegte Henne mit dem Legen fortfahren, und sollte wirklich dasselbe wegen eintretender harten Witterung unterbrochen werden, so darf man die Hühner nur in einem recht warmen Stalle halten, worin sich beständig warmer Mist befindet, und man wird gewiß das Vergnügen

haben,

haben, dann und wann frische Eier ausnehmen zu können; so wie man diesen Zweck noch weit eher erreichen wird, wenn man an einigen Hühnern bei rechter kalter Witterung ihren Aufenthalt in der Gesindestube oder in einem andern warmen Zimmer anweisen will.

§. 9.

Nach den Bemerkungen mancher ökonomischen Schriftsteller sollte daher wohl jede Henne wenigstens hundert bis hundert und sechzig Eier legen; allein, wenn man die Sache so betrachtet, wie sie bei wirklichen Oekonomien betrachtet werden muß, kann man getrost sagen: Eine Henne liefert des Jahrs im Durchschnitte ein Schock oder sechzig Eier; denn das Ding gehet nicht immer so, wie es oft das geduldige Papier aufnimmt oder aufnehmen muß.

Die Eier sind demnach nach des Herrn Buchoz richtigen Bemerkungen alles das, was die zeugende Natur durch das einzige sich blos selbst überlassene Weibchen hervorbringen kann; denn um blos Eier zu legen, bedürfen die Hühner des Hahnes nicht. Die Eier wachsen ohne Hahnentritt beständig an dem traubenförmigen Körper des Eierstocks, bis sie sich aus ihrem Häutchen ablösen,

durch

durch den Eiergang durchlaufen, und wenn sie zu ihrer Reife gelangt, aus dem thierischen Körper hervorgepreßt werden. Diese Eier enthalten aber kein lebendiges Thier; doch sind sie zur Speise eben so gut, als die befruchteten. Zur Hervorbringung junger Hühner ist der Hahnentritt absolut nothwendig. Possierlich ist nun die Art, wie der Hahn der Henne seine Liebkosung zu erkennen giebt, ernsthaft und lächerlich zugleich die Art der Begattung. Er nähert sich der Henne durch einen schrägen und hurtigen Anlauf, gehet auch wohl erst einigemal stolpernd, indem er den einen Flügel scharf an der Erde hinstreicht und stoßweise an den Fuß schlagen läßt, in einem halben Kriise mit einem besondern Getuttere um sie herum. Nachdem er also sein Weibchen becomplimentirt, ihm seinen Kratzfuß gemacht, und seine Gewogenheit eingeerndtet hat, so betritt er es, und schlägt nach vollendeter Begattung entweder beide Flügel hoch zusammen und ruft ein freudiges Kikeriki, oder gackert und umgehet die Henne wieder stolpernd mit einem niedergesenkten Flügel. Oft aber macht er alle diese Complimente nicht, sondern läuft gleich und das zwar vorzüglich des Morgens, wenn er aus dem Stalle kömmt, in vollem Galloppe hinter einer oder der andern Henne her, faßt sie beim Kopfe und tritt sie ohne alle weitere Umstände. Ist

nun

nun das Treten oder die Begattung einmal geschehen, so ist ihre Wirkung auch von dauerhafter Folge, so, daß eine Henne welche schon 20 Tage lang von dem Hahne entfernt gewesen, nicht minder fruchtbare Eier legt, als diejenigen sind, welche sie kurz nach der Begattung gelegt hat. Ein Umstand, der auch bei den Feld- oder Rebhühnern eintritt.

§. 10.

Wir kennen nun die allgemeinen Eigenschaften des Hahns und der Henne. Wir wollen daher nun auch noch, ehe wir von der Wahl, der Wartung und Pflege dieser Thiere handeln, die verschiedenen Abstuffungen und Spielarten derselben betrachten.

Den Anfang mache hier:

1) Das gemeine, oder sogenannte Bauernhuhn. Dieses Thierchen ist zu bekannt, als daß es hier einer weitläufigen Beschreibung bedürfte. Man trifft es von mancherlei Farben und Schattirungen auf allen Bauernhöfen an. Hahn und Henne haben einen spitzigen Kopf, einen schmalen Leib und in der Regel einen einfachen Kamm, und keinen Federbusch, keine Holle auf dem Kopfe. Spielarten hiervon, die vermuthlich aus der Paarung

mit

mit den noch folgenden Arten entstanden sind, findet man folgende auf sehr vielen Hofen, nemlich:

a) Das Huhn mit einem kleinen Federbusche am Hinterkopfe und einem kleinen Kamme. Diese Spielart besitze ich selbst.

b) Den Kronenhahn. Dieser hat seinen Namen von seinem Kamme, der entweder aus einem dicken ausgezackten zusammen gewachsenen Fleischklumpen oder aus einem runden oder rundlich ausgezackten Kranze besteht. Diese Gattung hatte ich ebenfalls; ich habe sie aber aus Gründen, die ich weiter unten anführen werde, wieder abgeschafft.

2) Das Hauben- oder Buschhuhn, das man auch das geschopfte Huhn nennt. Dieses hat seinen Namen von dem Federbusche auf dem Kopfe, welchen man an einigen Orten Holle oder Hulle nennt. Dieser Federbusch stehet bei einigen ganz dünne, spitz und gerade in die Höhe, bei andern ist er rund, und noch bei andern liegt er auf dem Kopfe zertheilt so aus einander, daß er die Augen ziemlich bedeckt. Wenn dieser lezte Fall vorhanden ist, so kann man ihn immer unter die

Unvollkommenheiten des Thieres zählen; denn gehet ein solches, welches mit einem dergleichen Busche versehen ist, auf dem Hofe herum, und es fänget an zu regnen, so bedecken die naß gewordenen Buschfedern sogleich die Augen, so, daß das Thier gar nicht sehen kann. Wenn nun die übrigen ins Trockene laufen, so stehet oder gehet der arme geblendete Hahn im Regen, und weiß nicht wohin oder woher er soll. Ich habe diesen Fall mehr als einmal zu sehen Gelegenheit gehabt.

Abänderungen hiervon sind nun:

a) das goldfarbige oder Goldlackhuhn. Dieses hat goldgelbe Federn, auf deren jeder ein schwarzes Fleckchen ist.

b) das silberfarbige, oder Silberlackhuhn. Dieses hat glänzendweise Federn, gleichsam mit schwarzen Fleckchen, wie das vorige. Diese beiden Abänderungen, die man an einigen Orten die großen brabantischen Hühner nennt, sind bei weitem viel größer als unsre gewöhnlichen allbekannten Hofhühner. Sie haben einen großen Federbusch von gleicher Farbe mit ihren Flügelfedern, und legen ganz zart punktirte Eier beinahe von der Größe

der

der Gänseeier. Man hat diese Hühner in Dresden und, wie mir ein Freund versichert, auch in Cassel, so wie ich sie gleichfalls im Braunschweigischen, nemlich in Seesen, angetroffen habe. Hier bei uns sind sie nicht bekannt.

c) Das schwarze Huhn mit weißem Federbusche. Dieses, welches man in hiesiger Gegend das englische Huhn nennt, ist bei uns sehr bekannt. Ich kenne aber keine Vorzüge, die ihm vor andern Hühnerarten zur Empfehlung dienen könnten. Man hat von dieser Spielart, auch solche, deren weiße Holle noch von einem schwarzen Kranze eingeschlossen ist.

d) Das weiße Huhn mit schwarzem Federbusche. Auch dieses wird einzeln hier angetroffen; es läßt sich aber auch das nemliche von ihm sagen, was wir von dem ersten bemerket haben.

e) Das Achat- und Chamoisfarbige Huhn.

f) Das schieferfarbige Huhn mit einer Holle von gleicher Farbe. Dieses Huhn, welches aber sehr selten ist, sieht sehr schön aus.

Ich habe es in meinem Leben nur ein einzigesmal gesehen.

g) Das karpfenschupfige Huhn mit einer blaßgelben Holle.

h) Das braune Haubenhuhn mit weißen perlenförmigen Pünktchen auf den Federn. Dieses wird an einigen Orten auch die Witwe genannt. Ich hatte einen Kaularsch oder schwanzloses Huhn von dieser Farbe, aber ohne Holle und Haube unter meinen Hühnern, und ich muß gestehen, daß ich kaum eine so schöne Henne gesehen habe, als diese war.

§. 11.

3) Der Kaularsch. Dieses schwanzlose Thier wird auch das ungeschwänzte Huhn, Mutz, das persische und virginische, so wie auch das Kluthuhn genannt. Es hat seinen Namen daher, weil ihm die Schwanzfedern fehlen, und es, was den vaterländischen Namen betrifft, aus Persien herstammen soll. Man hat bemerket, daß es, obschon es vom Hahne getreten worden, oft unfruchtbare Eier gelegt hat, welches dann freilich ganz natürlich zugehet; denn wenn man einen solchen Kaularsch betrachtet, so wird man finden,

daß

daß die über dem After befindlichen Federn so straff über die Geburtstheile der Henne hergebogen sind, daß die Befruchtung des Hahnes oft wohl nicht von der gehoften Wirkung seyn muß. Manche Hauswirthe ziehen diese Hühnerart — den übrigen vor, allein ich weiß nicht warum; ich habe nie Vorzüge daran wahrgenommen. Ich für meinen Theil würde daher dieses Thier, wenn ich sonst nicht, wenigstens die mehrsten Arten von Hühnern zu haben wünschte, gar nicht auf dem Hofe leiden; denn es siehet, da es keinen Schwanz hat, nicht einmal hübsch aus.

4) Das Strupphuhn. Dieses wird auch Straubhuhn, Krullhuhn, Kraushuhn, und ostfriesländisches Huhn genennet. Die Federn, sowohl die Deck- als Flügelfedern liegen nicht nach hinten zu, wie bei dem übrigen Federvieh an, sondern biegen sich verkehrt vorwärts, so daß die eben so liegenden langen Halsfedern bewirken, daß der Kopf wie in einem großen Federkragen zu liegen scheint. Wenn man einen solchen Hahn oder eine solche Henne nicht selbst gesehen hat, so kann man sich keinen recht deutlichen Begriff davon machen. Ich traf die ersten in dem anderthalb Stunden von hier entfernten Orte Tiefthal auf dem Hofe des braven Oeko-

nomen Ludwig Braun an. Da mehrere Dekonomen sich nicht von den Vorzügen dieser Hühnergattung überzeugen können, so will ich hier das Gespräch, welches ich mit Braunen dieserwegen hatte, anführen:

Lieber Braun, was macht Er mit den garstigen struppichten Thieren da? das war das erste, was ich beim Anblick der mir ganz fremden Strupphühner sagte.

Lieber Herr Professor! das sind Strupphühner, erwiederte mir mein guter Braun.

Aber bringen denn diese Hühner mehr Nutzen, als die übrigen weit schönern, die da auf dem Hofe herumspatzieren?

Nein, fuhr Braun fort, sondern sie legen eben so oft als die übrigen, so daß sie mir in dieser Rücksicht eben so lieb als jene seyn müssen. Nun kömmt aber das noch hier dazu: Da sie wegen ihres verkehrten Federwuchses nicht gern fliegen, so vertragen sie mir bei weitem die Eier nicht, die mir die übrigen verschleppen; denn auf dem Lande ist nicht alles so, wie in den Städten zugebauet, sondern es ist hier und da oft nur eine bloße Wand

oder

oder Planke von Bretern, die das Eigenthum zweier Nachbarn scheidet; da gehen dann nun freilich die eben zum Legen geneigten Hühner darüber, und legen ins nachbarliche Eigenthum, das aber der Fall bei den Struppühnern nicht ist. Und in dieser Rücksicht haben sie Vorzüge vor den übrigen Hühnern. —

§. 12.

5) Das Zwerg- oder Dachshuhn.

Von dieser Art hat man mehrere Abänderungen, die sich sowohl in Rücksicht ihrer Größe, als auch der Bekleidung ihrer Füße von einander unterscheiden. Man hat nemlich:

a) ganz kleine mit nackten Füßen,

b) ganz kleine mit befiederten Füßen,

c) mittelgroße mit nakten Füßen,

d) mittelgroße mit befiederten Füßen.

Alle diese vier Arten habe ich mehrmalen gesehen, die zwei leztern Gattungen aber vorzüglich auch hier im Lande angetroffen. Ihrem Körper nach sind diese so groß, als die gewöhnlichen Hühner; allein ihre Füße sind ganz kurz, und wie bei den Zwergen etwas einwärts gebogen. Einen sehr

schönen Hahn von dieser Gattung sahe ich bei dem Landvoigt Seidenschwanz in Zimmern infra. — Man hat überdies auch noch mehrere Arten kleiner Hühner, wovon ich aber noch nie eins zu sehen Gelegenheit hatte. Dahin gehören:

a) Der Ocoho, oder die Henne von Madagaskar. Die Hennen dieser Art sollen sehr klein seyn, und nach Proportion noch kleinere Eier legen; indem sie deren wohl dreißig auf einmal sollen ausbrüten können.

b) Das kleine Javanische Zwerghuhn. Dieses gleicht an Größe einer Taube.

c) Das Huhn von der Meerenge von Darien. Dieses ist etwas kleiner als unser gemeines Bauernhuhn, hat einen gefiederten Ring um die Schenkel, einen sehr dicken Schwanz, und schwarze Spitzen an den Flügeln.

d) Das Huhn von Bantam, oder das englische Zwerghuhn. Dieses wird auch das gestiefelte rauchfüßige Huhn genennt. Seine Füße sind nur auswärts mit Federn besezt. An den Schenkeln sind sie lang, und bilden

den daselbst eine Art von Stiefeln, welche weit über den Knöchel herabreichen.

e) Das Huhn von Camboge. Die Füße dieser Hühner sind so kurz, daß ihre Flügel auf der Erde hinstreifen. Ihr Körper ist so groß, wie jener unserer gemeinen Hof- oder Bauernhühner; nur zeichnen sie sich in Rücksicht ihrer außerordentlichen kurzen Beine so sehr aus.

Im Ganzen genommen wollen mir die ganz niedrigen Hühner nicht gefallen; denn da sie nicht im Miste scharren können, so müssen sie manches Körnchen und manches Würmchen entbehren. —

6) Der Hamburgische Hahn nebst der Henne, die auch unter dem Namen Sammthosen bekannt sind, weil ihre Schenkel und ihr Bauch gleichsam wie mit einem schwarzen Sammet bekleidet sind. Der Hahn dieser Gattung hat einen stolzen Gang, einen sehr spitzigen Schnabel, einen gelben Augenring und einen Zirkel von braunen Federn um die Augen, von welchem ein schwarzer Federbüschel emporsteigt, der die Ohren bedeckt. Eben dergleichen Federn findet man auch hinter dem Kamme und unter den Lippchen, auf der Brust hingegen schwarze, runde

breite Flecken. Schenkel und Füße sind bleifarbig bis an die Fußsohlen, welche eine gelbliche Farbe haben. Man liebt ihn vorzüglich zu dem englischen Hahnengefechte. —

7) Das Wollhuhn, Japanische Huhn oder Haarhuhn. Dieses, welches wie sein Name sagt, aus Japan herstammt, und jezt auch in Deutschland bekannt ist, gleicht an Größe dem gemeinen Huhne, und die Federn haben zum Theil mit den Haaren oder der Wolle von vierfüßigen Thieren Aehnlichkeit, weil sie so locker an dem Schäften angeheftet sind, an welchen sie bis an die Zehen reichen Die Farbe der Federn ist mehrentheils weißblaulich, Kamm, Haut und Füße aber sind schwarz.

8) Das Mohrenhuhn oder Schwarzehuhn. Dieses auch in Deutschland bekannte Huhn soll auf den Philippinischen Inseln sein ursprüngliches Vaterland haben. Es hat, wie auch schon sein Name zu verstehen giebt, schwarze Federn, einen schwarzen Kamm und schwarze Kehllippchen, und auch ziemlich schwarze Knochen. Unter unserm deutschen Klima artet es nach und nach, so wie es verschiedene Generationen durchgegangen, wieder aus. Da sein Fleich nicht so schmack-

haft

haft als jenes der übrigen Hühner ist, und übrigens auch keine andere besondern Vortheile zu erwarten sind, so darf man sich nicht einfallen lassen, es eines besonderen Nutzens wegen halten zu wollen.

9) Das türkische Huhn. Der Hahn von diesem Geschlechte ist vorzüglich seines prächtigen Gefieders wegen merkwürdig. Die herrschende oder Grundfarbe ist weiß; Flügel und Bauch fallen ins Schwarze; die Schwanzfedern sind ebenfalls schwarz, und spielen ins glänzend Grüne, so wie die Schenkel ins Blauliche. Der ganze Leib ist voll goldner und silberner Striche. Die Henne ist weiß, hat schwarze Flecken, und hinter dem Kamme erhebt sich noch ein anderer von weißer Farbe.

10) Die Sporhenne. Diese hat an ihren Füßen eben solche Sporn als der Hahn. Sie soll nicht so fleißig legen, als die ungespornten Hühner. Daß man sie übrigens nicht gern als Bruthenne benutze, ist wohl ganz natürlich; denn sie bricht mit ihren Sporn gar zu leicht die Eier, wenn sie vom Neste will.

11) Das fünf und sechszehige Huhn. Ersteres hat drei Zehen vorn und zwei hinten; lezteres aber drei vorn und drei hinten.

Man hat zwar noch verschiedene Spielarten von Hühnern; allein wir können uns mit den bisher beschriebenen um so mehr behelfen, als selbst unter diesen nicht einmal alle von gleichem Nutzen sind, der Oekonom aber doch unter dem Mannichfaltigen immer das Nüzlichste wählen muß. Wir wollen daher nunmehr in den folgenden Paragraphen zur Wahl des Hahnes und der Hühner übergehen.

§. 13.

Ein guter Hahn muß groß, stark und munter seyn, einen langen natürlich gekrümmten Hals, einen großen hochrothen einfachen stark eingezackten und etwas auf eine Seite hangenden Kamm, lange herunterhängende Kehllippchen, große feurige Augen, einen starken etwas gebogenen Schnabel, hohe feste knochichte Beine, lange scharfe Sporn und kurze scharfe Klauen, einen erhabenen und bis beinahe an den Kopf übergebogenen Schwanz, einen stolzen majestätischen Gang und eine schöne Stimme haben, d. h. er muß sein Kikiriki so recht vollkommen herausbringen können. Ob übrigens die Farbe auf die Zeugungskraft und die Bestimmung des Hahns Einfluß habe, mag ich nicht entscheiden, so sehr ich sonst auch von dem Einflusse der vorgenannten Eigenschaften auf die

Vollkommenheiten eines Hahnes überzeugt bin. Ich sahe mehrmalen dem Castriren der Hähne zu, und bemerkte dabei jedesmal, daß jene mit großen einfachen Kämmen und langen Kehllippchen die größten Destikuln oder Hoden hatten. Daß freilich um die Zeit, da die Hähne castriret wurden, die Kämme und Lippchen nicht so groß waren, als sie bei einem ausgewachsenen Hahne sind, verstehet sich von selbst, so wie es dann auch wohl ganz natürlich ist, daß man bei der Wahl des Haubenhahnes nicht auf einen großen einfachen Kamm, und lange Kehllippchen, bei der Wahl des Kaularsches nicht auf einen schönen Schwanz, und endlich bei der Wahl des Dachshahns nicht auf lange starke Füße oder Beine sehen darf. Wenn man Hühner anschaffen will, so wähle man sich solche, die einen hohen oder dicken Kopf, einen rothen und nach der einen Seite herabhängenden Kamm, lebhafte Augen, einen starken Hals, eine breite Brust, einen starken und gesezten Leib, dunkelgelbe Beine und keine Sporn haben, die Farbe mag übrigens seyn, wie sie will; nun haben die weißen ein weißeres und delikateres Fleisch, sind aber auch den Nachstellungen der Raubvögel mehr ausgesezt, als die von andern Farben. Daß die Schwarzen, Rothgelben und Aschfarbenen am besten legen, und auch zum Brüten vorzüglich gut seyn sollten,

ten, glaube ich nicht; ich habe wenigstens bei meinen Hühnern von den verschiedenen Farben in Hinsicht des Eierlegens und des Brütens keinen Unterschied bemerkt. Anrathen möchte ich aber übrigens gern, sich, wenn man sonst Gelegenheit hat, die großen brabantischen Hühner, die wir oben auch Gold- und Silberlackhühner nannten, anzuschaffen. Da kann man aber freilich, wie wir ebenfalls schon bemerkt haben, weder auf die Einfachheit noch auf die Größe des Kammes sehen; denn da die Hähne und Hühner dieser Art große Hollen haben, mithin zum Geschlechte der Haubenhühner gehören, so haben sie keinen ganzen Kamm, sondern es gucken nur ein paar Spitzchen desselben vor der Holle oder Haube hervor.

Uebrigens aber kaufe man sich lieber junge, als alte Hühner; denn jene sind besser zum Legen, und auch besser zur Zucht. Ein sicheres Merkmal der Jugend sowohl des Hahnes als der Henne bestehet darin, wenn der Kamm und die Füße weich sind; denn diese sind rauh und hart, wenn die Thiere alt werden. Von der Größe der Sporn auf das Alter zu schließen, ist trüglich, weil diese von dem Verkäufer so künstlich abgeschabt und zugerichtet seyn können, daß man dadurch sehr leicht getäuscht werden kann.

§. 14.

§. 14.

Das erste, was nun noch, ehe man wirklich Hühner ankauft, zu thun ist, besteht darin, daß man für ein ordentliches Hühnerhaus sorgt. Wir betrachten daher hier die Lage, die Größe und innere Einrichtung desselben. Da uns daran gelegen seyn muß, auch im Winter frische Eier zu haben, die Hühner aber nicht legen, wenn ihre Wohnung oder ihr Aufenthaltsort zu kalt ist, so wähle man ja auf seinem Hofe eine solche Lage, die den Sturmwinden, dem starken Luftzuge, und überhaupt der Kälte nicht ausgesezt ist. Hier lassen sich nun freilich keine allgemeinen Regeln geben, sondern da muß man die innere Einrichtung seines Hofes um Rath fragen. Genug, die Wohnung für die Hühner darf nicht zu frei liegen, aber auch nicht so, daß die Thiere beim Legen oder Brüten, oder auch des Abends, wenn sie alle beisammen sind, gestöhrt werden.

Der Stall oder das Hühnerhaus selbst, dessen Größe sich nach der Menge des Viehes, das darin übernachten soll, richtet, muß inwendig mehr lang, als breit seyn, damit man die Sitzstangen, die nemlich den Hühnern des Nachts zum Standpunkte dienen sollen, desto besser und bequemer quer durchlegen und an den Wänden befestigen

könne.

könne. Die Wände des Stalles, wovon die vorderste mit einem Fensterchen versehen seyn sollte, müssen hübsch geweißt, der Boden aber mit Wassersande versehen werden. Die Sitzstangen muß man, indem man sie, wie kaum bemerkt worden, quer durch den Stall legt, an den Seitenwänden so befestigen und so unterstützen, daß sie wegen der Schwere der darauf sitzenden Hühner nicht herunterfallen können, so wie es dann auch nöthig ist, daß diese Stangen nicht grade über einander, sondern hinter einander zu liegen kommen, damit die obensitzenden Hühner ihren Koth nicht auf die Untern fallen lassen. Diesen Umstand muß man auch bei der Einrichtung der Truthühnerställe beobachten.

Damit nun aber auch die Hühner Gelegenheit haben, ihre Eier bequem wohin legen zu können, so bringt man ordentliche Nester im Stalle an. Man befestiget nemlich an den beiden langen Seiten, in der Gegend wo die Sitzstangen aufliegen, so wie auch in den vier Ecken des Stalles Körbe, und legt unten ebenfalls an den Seiten weg, und in die Ecken Strohringe, füllt sodann sowohl die Körbe, als auch diese Ringe mit Heu an, und bereitet so den Hühnern bequeme Nester. Um den Thieren das Aufsteigen in den Stall möglich zu machen und zu erleichtern, so bringet man aus-

wendig

wendig an der Wand in einer schrägen Richtung von der Erde bis zu der kleinen Eingangsöffnung des Stalls entweder eine Leiter oder eine kleine Treppe an. Man nennt sowohl eine als die andere die Hühnerstiege. Im ersten Falle, wenn man nemlich eine Leiter anbringen will, nimmt man nur eine Latte, bohrt Löcher, deren jedes etwa einen Schuh von dem andern entfernt ist, hinein, und schlägt sodann einen Schuhlange Speilerchen hinein, und nagelt endlich diese mit Speilerchen versehene Latte in kaum bemerkter Richtung an die Wand. Im leztern Falle, wenn man nemlich den Hühnern das Aufsteigen durch ein Treppchen erleichtern will, nimmt man nur ein Bret von gehöriger Länge, nagelt jedesmal einen Schuh von einander eine ganz schmale und dünne Latte quer darüber, und befestiget dann dieses Treppchen auf die kaum bemerkte Art an die Wand. Die Querlattchen nagelt man deswegen über das Bret, damit die Hühner, wenn sie darauf hinaufsteigen wollen, nicht herunter rutschen. Das Thürchen zum Eingange der Hühner versiehet man mit einem Zuge, indem man eine Leine daran befestiget, diese über ein Röllchen gehen, und an einem bequemen Orte herunter hängen läßt, damit man vermittelst desselben, wenn die Hühner alle aufgeflogen sind, den Stall bequem verschließen, und des

Mor-

Morgens auch eben so bequem öfnen können, ohne nöthig zu haben, sich hierzu allezeit einer Leiter bedienen zu müssen. Das Verschließen des Hühnerstalles ist des Abends um so nöthiger, als sonst des Nachts Iltisse, Marder, Wieseln, einen unwillkommenen Besuch abstatten können.

Man kann, um alles recht vollkommen zu machen, den Stall auch mit einem kleinen Fensterchen, und sodann dieses mit einem eisernen Gegitter versehen, um hierdurch den Hühnern Licht zu verschaffen, und zugleich den Raubthieren den Eingang zu versperren.

Wenn man Gelegenheit hat, einen oder auch ein paar Bäume vor das Hühnerhaus zu pflanzen, so wird man hierdurch den Hühnern ihren Aufenthalt gewiß sehr behaglich machen; denn diese Bäume dienen durch ihren Schatten gegen den zu starken Eindrang der Sonnenhitze, verscheuchen mithin in den heißen Sommertagen das außerordentlich Aengstliche des Hühnerstalles. Daß man übrigens den Tag hindurch den Stall offen, und so frische Luft eindringen lassen müsse, weiß gewiß so ziemlich jede Hausmutter, als daß es nöthig seyn sollte, hierüber weitläufig zu reden.

§. 15.

Die beste Zeit Hühner anzuschaffen ist nun das Frühjahr. Kann man aber da vielleicht keine bekommen, welches leicht möglich ist, so kann man sie auch erst im Herbste, oder wenn man sonst Gelegenheit hat, kaufen. Verschiedene angebende praktische Oekonomen; — denn alte Oekonomen haben gewiß schon Hühner — kaufen sich vor Johanni eine oder ein paar Glucken mit Jungen, und bringen diese sodann auf ihren Hof. Sie haben auch recht; denn erstens gewöhnen sich da die Thierchen gleich an ihren Aufenthaltsort, und fliegen nicht so leicht über; zweitens fangen die jungen Hühnerchen auch noch spät im Herbste an zu legen, und bringen da noch den Lohn der auf ihre Erhaltung verwendeten Wartung und Pflege, und drittens endlich finden die Hühner, die man etwa noch darzu kauft, gleich Gesellschaft, und flattern nicht so in der Irre auf dem Hofe herum. Eigene Erfahrung war hier meine Lehrmeisterin.

Die angekauften Hühner kann man nun entweder gleich ins Hühnerhaus thun, oder sie auch auf dem Hofe im Freien absetzen. Im ersten Falle gewöhnen sie sich leichter an ihre Wohnung, als im leztern; denn in diesem Falle muß man sich

schon mehrere Abende damit herumjagen, um sie in den Stall zu bringen.

§. 16.

In Rücksicht des Fütterns richtet man sich nach seinen ökonomischen Verhältnissen; denn ein anderes ist es, ob man wirklich Landwirthschaft treibe oder nicht. Im ersten Falle ist wieder ein Unterschied zu machen unter dem Frühjahre und Sommer, Herbst und Winter. Im Frühjahre und Sommer, nemlich noch vor der Erndte gehen die Hühner auf dem Hofe herum, scharren im Miste, und lesen da die verloren gegangenen Körnchen, die etwa noch aus dem Streustrohe gefallen, so wie auch Würmchen auf; spatzieren in den Baum- und Graßgärten herum, und suchen da Insecten zu ihrer Nahrung. Da ist es genug, wenn man ihnen des Morgens, wenn sie aus ihrem Stalle kommen, und des Abends, ehe sie wieder hinein gehen, ihr Futter vorwirft. Ganz vortrefflich ist es, wenn man nach dem Rathe und Vorschlage des Herrn Buchoz einen Wurmhaufen, oder ein sogenanntes Wurmmagazin anlegt, um so die Hühner dann und wann eine Mahlzeit von Würmern genießen zu lassen. Man nimmt nemlich verfaulten und recht entbrannten Mist, und füllt damit

damit ein in die Erde gegrabenes Loch, welches eigentlich abhängig angelegt werden muß, damit das Wasser nicht darin stehen bleibe, an; besprengt sodann den Mist mit Ochsenblut, wirft Hafer darauf, und mischt alles mit einem Rechen wohl durch einander. Dieser Mist wird bald voller Würmer werden, die dann eine wahre Delikatesse für die Hühner sind. Um die Erzeugung der Würmer zu befördern, kann man den Mist auch mit Gedärmen von Schafen und andern geschlachteten Thieren vermischen, so wie man überhaupt auch statt des in ein Loch geworfenen Mistes, einen Hügel von Sägespänen aufwerfen, und in demselben Gedärme von Fischen und andern Thieren verscharren kann, worin dann eben so gut, wie in jenen Magazinen Würmer wachsen werden. Merkt man, daß in einem oder dem andern von diesen angelegten Magazinen, die Würmer anfangen zu leben und wimmeln, so öffnet man dasselbe nur an einer Stelle, und bringt durch drei oder vier Schaufelstiche so viel Würmer heraus, als man dem Flügelwerke preiß zu geben gedenket. Um aber auch den Hühnern die Gelegenheit zu benehmen, selbst nach Gefallen dem Magazine einen Besuch abzustatten, so deckt man große Dornbüsche darauf, und beschwert diese überdies noch mit Steinen.

Bei dieser Fütterung mit Würmern muß man aber ja bemerken, daß man dem Federviehe, vierzehn Tage vorher, ehe man es schlachten will, bloße Körner, oder auch andere Sachen, aber ja keine Würmer zu fressen gebe; denn das Fleisch hat sonst etwas von dem Wurmgeschmacke an sich.

Ist einmal die Erndte; es werden Früchte eingefahren und gedroschen, dann hat es mit dem Füttern gar nichts mehr zu bedeuten; denn da findet das Federvieh so viel Körner, daß es sich beinah ganz fett frißt. Ists aber Winter, und das Dreschen ist vorbei, so muß man die Thiere, wenn man ordentlich verfahren will, täglich zweimal füttern, nemlich einmal des Morgens das anderemal des Nachmittags. Sie mehr füttern zu wollen, wäre Thorheit und Verschwendung; denn sie kommen des Morgens spät aus ihrem Stalle, und gehen des Nachmittags bald wieder hinein, indem ihnen die Tageslänge keinen längeren Aufenthalt im Freien verstattet. — Treibt man keine Landwirthschaft, hat keinen Mist auf dem Hofe, und die Hühner haben keine andere Zuflucht, als zur Hand ihres Herrn, so füttert man in den kurzen Tagen nur zweimal; in den langen aber dreimal; nemlich Morgens, Mittags und Abends. Da

man

man nun in diesem Falle das Futter gewöhnlich kaufen muß, so thut man nicht wohl, wenn man schlechtes nimmt, um vielleicht hierdurch etwas zu ersparen; nein, man nehme lieber gute reine Gerste und streue ihnen diese vor; koche Kartoffeln, zerdrücke sie, menge Kleien darunter, und setze sie ihnen vor; und werfe ihnen zur Zeit, wenn man Sallat in den Gärten hat, mit unter Sallatsblätter vor, die sie dann auch ziemlich gern fressen; man zerstoße gelbe Rüben mit einem Stampfeisen recht klein, mische etwas Kleien darunter und reiche sie ihnen dar. — Findet man Maikäfer, Regenwürmer und Erd- oder Rotzschnecken, so werfe man ihnen auch diese vor; von den Maikäfern aber ja nicht zu viel; denn diese sind ein bischen zu hitzig. —

§. 17.

Da man die Hühner vorzüglich wegen des Eierlegens hält, so hat man auch alle Ursache zur Legezeit genau acht zu geben, daß sie die Eier nicht an einen unbekannten Ort legen, oder vertragen. Einige Hausmütter haben den Gebrauch, die Hühner des Morgens, ehe sie solche aus dem Stalle lassen, mit dem Zeigefinger zu befühlen, oder, wie man in hiesiger Gegend sagt, auszugreifen, und so zu untersuchen, ob sie ein reifes Ei haben, oder

 nicht.

nicht. Sie setzen nemlich vor den Ausgang der Hühner an den Stall eine Leiter, treten darauf, und wie eine Henne aus dem Thürchen herauskömmt, so befühlen sie solche in der Geschwindigkeit. Uebung thut hier das beste, und wissen es die Hühner einmal, daß sie befühlt oder ausgegriffen werden sollen, so kommen sie auch ganz langsam hinter einander her aus dem Stalle. Jene Hühner nun, die denselben Tag legen müssen, stecken sie entweder gleich wieder zu ihrem Thürchen hinein, und lassen sie in ihrer Wohnung, oder sperren sie in einen besondern gleich darneben befindlichen Legestall, dessen Thürchen sie auf der Leiter, worauf sie stehen, bequem erreichen können. — Sollte man aber etwa zu viel Hühner haben, um sie alle Morgen ausgreifen zu können, und sich doch fürchten, daß eins oder das andere seine Eier vertrüge, so kann man so verfahren. Man weiß doch wohl, wie viel Hühner man hat, und man wird sie auch vermuthlich, da man sie alle Tage beim Füttern beisammen vor sich siehet, und auch, wenn man sie zusammen ruft oder pfeift, leicht überrechnen kann, kennen. Ist das nun wirklich der Fall, wie er es billig seyn sollte, so gebe man des Morgens beim Füttern acht, ob die Hühner alle da sind oder nicht. Sind sie alle da, so hat man jezt weiter nichts zu thun. Sind

sie

sie aber nicht alle da, so steige man in ihren Stall, und sehe nach den Körben, so wie auch nach den auf der Erde befindlichen Nestern. Hier wird man die fehlenden schon finden; denn sie werden auf den Nestern sitzen und sich mit dem Legen beschäftigen. Findet man sie nicht, so ist es möglich, daß sie sich des Tags vorher in die Scheuer oder in einen Stall verkrochen haben, und so eingeschlossen worden. Man öffne daher Scheuer und Ställe, pfeife oder rufe, nachdem man sie an eins oder das andere gewöhnt hat, und sie werden schon kommen. Kommen sie auch da nicht, so kann es seyn, daß sie sich verflogen haben, oder daß sie Iltisse oder Marder geholt haben. Hat man nun bei diesem Nachsehen sowohl in dem Hühnerstalle, als auch in der Scheuer und Viehställen oder Remisen, welche auf ihren Nestern gefunden, so bemerke man sie. Nun gucke man des Tags über auch noch nach den Nestern, ob man legende Hennen darin siehet, um so nach und nach auf diejenigen aufmerksam zu werden, die etwa ihre Eier vertragen. Weiß man nun, daß eine oder die andere Henne ihre Eier vertrage, so passe man auf, ob man sie nicht etwa durch ihren gackernden Gesang entdecken kann; denn bekanntlich geben sie jedesmal, wenn sie gelegt haben, durch einen freudigen gackernden Gesang, ihr verrichtetes Geschäft

zu erkennen. Hört man dies, so gebe man fleißig acht, wo das Gegackere herkömmt, gehe demselben nach, visitire in der Gegend, und man wird ganz sicher das Nest finden. Kennt man aber die Hennen, die an versteckte Oerter legen, oder ihre Eier vertragen, man weis aber ihr Nest nicht, und man kann es auch alles Nachsuchens ungeachtet nicht finden, so befühle man sie des Morgens, und sperre sie entweder in den Stall, bis sie gelegt haben, oder man reibe ihnen den Legedarm mit etwas Salz und lasse sie sodann laufen. Dies verursacht ihnen einen solchen Reiz, daß sie glauben, das Ei gienge den Augenblick von ihnen. In dieser Meinung laufen sie schnell nach ihrem verborgenen Neste, und man findet, wenn man ihnen nachfolgt, bald den Ort, wo sie ihre Eier hinlegen. Uebrigens aber verschließe man den Tag über Scheuer und Ställe so, daß ja keine Hühner hineinkommen können; denn sie verlieren zum Theil ihre Federn unter das Viehfutter, welches dann dem Vieh leicht nachtheilig seyn kann, sie verunreinigen auch wohl die Krippen oder Futtertröge mit ihrem Koth, werden selbst bisweilen von dem Vieh zertreten, u. dgl.

§. 18.

§. 18.

Die Hühner legen entweder alle Tage, oder nur zwei Tage hinter einander und ruhen den dritten. Ich habe bei meinen Hühnern bemerkt, daß eins derselben, welches gewöhnlich alle Tage legte, auf einmal anfieng, nur zwei Tage hinter einander zu legen, und dann jedesmal einen Tag auszusetzen. Was mag hiervon wohl die Ursache seyn? Mir ist sie unbekannt. Ich habe oben schon die Bemerkung gemacht, daß uns die Hühner auch im Winter mit Eiern versehen, wenn sonst diese Jahreszeit nicht zu kalt, oder der Stall und die Nahrung zweckmäßig geeigenschaftet sey. Man hat aber auch noch besondere Mittel, das Legen im Winter — aber auch im Sommer — zu befördern. Ich will einige derselben hier vorlegen. Ich muß aber zugleich auch bemerken, daß ich selbst damit noch keinen Versuch gemacht habe. Es ist bekannt, daß die jungen Hühner im Winter viel lieber, als die alten legen. Diese jungen Hühner nun bringe man in eine abgesonderte Kammer, wohin die andern Hühner nicht kommen können, und füttere sie mit Gerste, die bis zur dunkelbraunen Farbe geröstet worden; oder man siede Gerste auf, und gebe sie ihnen warm und halb gekocht; oder man streue ihnen reifen Nesselsaamen oder getrocknete und im Wasser gekochte Nesselblätter unter das Futter;

oder man mische einige zerstoßene Schneckenhäus=chen unter Kleien, und mache dieses Gemengsel mit Wein an, das dann aber wohl sehr theuer zu stehen kommen dürfte; oder man dörre Leinknotten in einem mäßig warmen Ofen, dresche sie klar, schütte sie in siedendes Wasser, und vermische sie alsdann mit Waizenkleien und Eichelmehl zu gleichen Theilen, rühre alles unter beständigem Wasserzugießen wohl unter einander und füttere die Hühner mit diesem Teige. Will man sie aber noch hitziger machen, so gebe man ihnen nur von Zeit zu Zeit Hanfsaamen; mache diesen jedoch nicht zu ihrem gewöhnlichen Futter, weil sonst die Eier mehr kosten möchten, als einem lieb seyn würde. Auch Siebenzeiten oder Bockshorn, trigonella foenum graecum, soll gut seyn, um die Hühner im Winter hitzig zu machen. Ich glaube aber, wenn man sich doch eines künstlichen Mittels bedienen will, daß wohl gerösteter Hafer und Buchwaizen alles das bewirken dürfte, was man durch die vorigen mehr zusammengesezten Mittel zu erreichen wünschte. —

Wer mehr hierüber zu wissen wünscht, der lese:

1) Krü=

1) Krünitz,

2) Buchoz,

3) die ökonomischen Hefte,

4) Bechsteins Naturgeschichte,

an den bereits oben angeführten Orten.

§. 19.

Findet man unter seinen Hühnern eins oder das andere, welches fehlerhafte und unvollkommene Eier legt, so schlachte man dasselbe ab; denn sie erreichen den Zweck nicht, den man durch sie doch erreichen will. Unter diese zählen wir nun folgende:

1) Die Spureier.

Diese sind entweder außerordentlich klein, oder sehr schmal, und ihnen fehlt bisweilen ein Theil der Dotter oder des Weißen oder auch das sogenannte Auge.

2) Die Windeier.

Diese sind nur von einer ganz dünnen Haut, ohne die eigentliche Schale umgeben. —

3) Die Fließeier.

Diese haben weder Schale noch Haut, sondern gehen ohne alle Einschließung von der Henne weg.

Die

Die vorige und diese Art von Eiern entstehen wahrscheinlich theils, weil es der Henne an dem kalkartigen Stoffe im Eiergange gefehlt hat, woraus sich die Schale bildet, theils auch wohl, weil die Eier durch ungewöhnliche krampfhafte Zufälle vor ihrer Reife aus dem Eiergange getrieben werden.

4) Die Hahneneier oder Hexeneier. In diesen findet sich oft gar kein Dotter, sondern statt desselben ein in Gestalt einer Schlange zusammengedrehetes Fadenwerk. Der alte Aberglaube sagt: der Hahn lege selbe und es entstünden Basilisken daraus.

5) Eier mit doppelter Dotter. Diese entstehen vermuthlich, wenn zwei gleich reife Eier sich durch Zufall vom Eierstocke losreißen, zugleich in den Eiergang kommen, und sich dann in eins ausbilden. Diese fünf Arten unvollkommner Eier kommen eben nicht selten vor. Es giebt aber auch noch andere, die sich theils in Rücksicht ihrer Form, theils in Rücksicht ihres innern Gehalts an fremdartigen Körpern auszeichnen. Diese findet man aber so außerordentlich selten, daß wir es gar nicht für nöthig halten, ihrer weiter Erwähnung zu thun. —

Jedes

Jedes vollkommene Ei besteht aus folgenden Theilen:

1) Aus einer äußern harten kalkartigen weißen Schale, so wie dies jedermann, der ein Ei gesehen hat, bekannt ist.

2) Aus einer weißen dünnen pergamentartigen Haut, womit die äußere harte Schale inwendig ganz überzogen ist.

3) Aus dem Eiweiß, welches dann wieder aus dem sogenannten Eierklar und dem eigentlichen Eiweiß besteht, und wovon das erstere, welches die äußere Stelle einnimmt, dünner und flüßiger, das andere aber, oder das eigentliche Eiweiß, welches von dem Eierklar umgeben ist, zäher und dicker ist.

4) Aus dem in der Mitte des Weißen liegenden kugelrunden Dotter oder Gelben des Eies, an welchem sich oben und unten gleichsam zwei schwebende Bänder, welche der Hagel oder Eierhagel genennt werden, befinden. Und endlich

5) Aus dem auf der Oberfläche des Dotters sitzenden linsenförmigen Bläschen, welches man

auch die Narbe, das Auge, das Köpfchen, den Hahnentritt oder das Vögellein, nennt. Dieses Bläschen enthält den ersten Entstehungspunkt des sich bildenden Hühnchens in einer besondern Feuchtigkeit. Jeder der kaum genannten Theile des Eies ist übrigens wieder in ein besonderes Häutchen eingeschlossen.

§. 20.

Wenn die Hühner eine gewisse Anzahl Eier gelegt haben, so fangen sie an zu glucksen. Dieses ist dann das Zeichen, daß sie brüten wollen. Es kann einem unmöglich gleichgültig seyn, daß alle Hühner brüten, und so mit dem Eierlegen eine geraume Zeit aussetzen, so wenig sich sonst auch alle zum ordentlichen Ausbrüten schicken. Am besten ist es daher: man wähle sich grade so viele derselben zum Ausbrüten, als man wünscht, und zwar unter ihnen grad die, so die zum Brüten erforderlichen Eigenschaften im vollsten Maße besitzen, den übrigen aber benehme man die Begierde zum Brüten, und nöthige sie so zum Fortlegen.

Manche Hühner stehen schon von dem Brüten ab, wenn man ihnen auch nur die Eier wegnimmt, und gar keins in ihrem Neste läßt, so wie mir

mir dies die eigene Erfahrung gelehrt hat; andere aber bekommen einen immer mehr wachsenden Trieb zum Brüten und geben diesen durch beständiges Glucksen, durchs Aufsträuben ihrer Federn, durch ihren langsamen gleichsam in Schritte abgemessenen Gang, durch ihr weniges Fressen, und durch ihr beständiges Sitzen auf dem Neste zu erkennen. Man muß demnach, wenn das Wegnehmen der Eier zur Entfernung der Neigung zum Brüten nicht hinreichen will, seine Zuflucht zu andern Mitteln nehmen. Das gewöhnlichste Mittel ist nun, daß man die glucksende Henne mit dem Hintern in kaltes Wasser tauche, oder sie unter ein Sieb setze, ihr den ersten Tag nichts zu fressen gebe, den andern Tag aber auf kaum bemerkte Art eintauche, ihr eine Feder durch die Nase ziehe, und sie dann laufen lasse. Ein anderes Mittel diesen Zweck zu erreichen, ist: man stecke die zum Brüten geneigte Henne in einen durch einen Reif ausgespannten Sack, binde diesen zu, hänge ihn so an einen sicheren Ort, lasse die Henne vierundzwanzig Stunden hungern, tauche sie sodann ins Wasser, lasse sie laufen, und seye versichert, daß die ausgestandene Angst alle Neigung zum Brüten vertrieben haben wird.

§. 21.

§. 21.

Zum Ausbrüten wähle man sich zwei bis höchstens dreijährige Hühner, die keine Sporn haben, stark befiedert, und geduldig sind; denn haben sie Sporn, so zerbrechen sie leicht die Eier, wie wir auch schon oben bemerkten; sind sie jünger als zwei Jahr, so dauert ihnen oft die Zeit beim Brüten zu lang, und sie verlassen die Eier, und sind sie endlich ungeduldig und wild, so zerbrechen sie ebenfalls die Eier, oder beißen auch wohl die ausgekrochenen Jungen.

Hat man nun unter den gluckſenden Hühnern eine Bruthenne ausgesucht, so weise man ihr ihr Brutnest an einem sicheren, einsamen und geräuschlosen Orte an, damit sie ganz ruhig ohne alle Stöhrung sitzen und brüten kann. Oft haben dergleichen Hühner selbst schon ein einsames Nest, das man ihnen denn auch, nachdem man es, wenn es etwa zu flach und stroharm ist, mit Heu ausgefüttert hat, lassen kann. Ist das der Fall nicht, so darf man nur an einem schicklichen Orte einen Strohring legen, und diesen zum Theil mit Stroh ausfüllen. Federn braucht man keiner brütenden Henne unterzulegen; denn wenn die Henne glaubt, daß es an hinlänglicher Wärme fehlt, so rupft sie sich schon selbst welche aus, und legt sie sich unter.

Eine

Eine Hauptsache ist, daß das Nest so viel innern Raum und Höhlung habe, daß die Eier, wenn die Bruthenne oder Glucke ungefähr aufstehet, nicht herausrollen können. Zum Ausbrüten wähle man frische, von alten Hühnern gelegte, an einem trockenen Orte aufbehaltene, recht vollkommene und ganz fehlerfreie Eier, die überdies auch nicht von denen im Jahre zuerst gelegten seyn sollten, weil von diesen viele nicht befruchtet sind. Nun kömmt es darauf an, ob man mehr Hähnchen oder Hühnchen haben will. Im ersten Falle wähle man die am mehrsten zugespizten; in lezterm aber die mehr runden und abgestumpften Eier, und man wird seinen Zweck gewiß nicht verfehlen. Hier war eigne Beobachtung und Erfahrung meine Lehrmeisterin, und so gewiß ich sonst glaubte, daß wahres reines Vorurtheil, von dem ich gewiß kein Freund bin, hier das Wort führte, so sehr überzeuge ich mich nunmehro doch von der Wahrheit der Sache. Mehrere Oekonomen, und unter diesen auch Serres sind meiner Meinung; Buchoz hingegen nennt diese Meinung abgeschmackt, und im vierten Bande von Beckmanns physikalisch-ökonomischer Bibliothek vom Jahre 1774 heißt es bei Beurtheilung von Wirsings Einleitung in die Kenntniß der Nester und Eier auf der 150sten Seite so: „Der seit Aristo„teles Zeiten beibehaltene Glaube, daß aus den

„stumpfen Eiern Männlein, und aus den spiz„zigen Weibchen kommen, wird hier durch Beob„achtung verworfen, und behauptet, man könne „das Geschlecht niemals aus der Beschaffenheit „des Eies errathen. Vielmehr ist es wahrschein„lich, (heißt es ferner) daß die rundere und spitzi„gere Figur der Eier ein mechanischer Zufall sey, der „von dem Drucke des Legedarms auf das Ei, wenn „seine Schale noch weich ist, herrührt; und dieser „Druck kann durch die Krämpfe des Legedarms bald „vermehrt, bald vermindert werden, nachdem derselbe „von den mit Unrath angefüllten oder ausgeleerten „Gedärmen oder von andern Ursachen gereizt wird.

§. 22.

Da sich nun die Eier in ungerader Zahl wegen ihrer Gestalt zirkelförmig und fester zusammenlegen lassen, so pflegt man sie auch den Bruthennen in ungerader Zahl unterzulegen, obschon man versichert seyn kann, daß sie solche auch, wenn man sie ihnen in gerader Zahl unterlegt, ebenfalls ausbrüten werden. Die Zahl der unterzulegenden Eier selbst richtet sich theils nach der Größe der Bruthenne und theils auch nach der Jahreszeit, in welcher das Ausbrüten geschiehet. Im Frühjahre, wenn es nemlich noch etwas kalt ist, nimmt man 11, im Sommer aber am besten 15 Eier. Einige Oekonomen nehmen wohl im Sommer 21 Eier, die

sie der Bruthenne oder Glucke unterlegen; allein ich glaube, 15 dürften wohl die beste Zahl seyn. Den Bruthennen zu Fressen und zu Saufen vors Nest zu setzen, ist in der Regel gar nicht nöthig; denn wenn sie Hunger haben so laufen sie vom Neste, fressen und saufen in der Geschwindigkeit und gehen sogleich wieder auf ihre Eier. Sollten sie aber zu lang vom Neste bleiben, so kann man ihnen lieber ihr Futter nebst dem Saufgeschirr so nah an das Nest stellen, daß sie es, ohne aufstehen zu müssen, erreichen können. Sollte dieses noch nicht helfen welches aber nicht zu vermuthen ist, so kann man sich noch folgenden Mittels bedienen. Man gebe ihnen nur ganz schlechtes Futter, und wenn man sie alsdann wieder auf ihr Nest bringt, so setze man ihnen Hanfkörner oder etwas Waizen vor; wiederhole dieses nur ein paarmal und man wird sehen, daß sie vor ihrem schlechtern Futter geschwinde wieder zu dem bessern ins Nest eilen, und sich wieder auf die Eier setzen. Sollten etwa Bruthennen zu stark auf das Brüten erpicht seyn, und gar nicht vom Neste gehen wollen, so muß man diese des Tags einmal behutsam von den Eiern abheben, sie ein wenig in die frische Luft bringen, und unterdessen ihr Nest reinigen.

Sollte vielleicht auch der Fall eintreten, daß eine Glucke die ihr untergelegten Eier anpickte, so kann man ihr dieses auf folgende Art abgewöhnen.

Man läßt nemlich ein Ei in Kohlen hart braten, macht alsdann an mehreren Stellen kleine Oeffnungen hinein und hält so das heiße Ei der Henne vor, die sodann gleich hineinpicken und ihren Schnabel verbrennen wird. Hat man dieses ein paarmal wiederholt, so wird sie in der Folge aus lauter Mißtrauen gewiß kein Ei mehr aufhacken wollen. Am besten ist es aber, wenn man solche Hühner gar nicht mehr brüten, jene aber, die vielleicht die Eier gar aussaufen, gleich schlachten läßt. Mehrere Hauswirthe pflegen die Eier zu zeichnen, und sie dann und wann nach diesem Zeichen umzuwenden; allein dieses ist nicht nöthig; denn eine gute Bruthenne wendet die ihr untergelegten Eier, so wie es die Natur erheischt, selbst um; und thut sie dieses nicht, so ists am besten, wenn man sie in der Folge gar nicht mehr zum Brüten bestimmt.

§. 23.

Eine Glucke brütet gewöhnlich drei Wochen oder einundzwanzig Tage, so daß vor dem zwanzigsten Tage die Jungen gewiß nicht auskriechen, so wenig sie auch nach dem zweiundzwanzigsten Tage nachkommen werden. Um zu wissen, ob die der Glucke untergelegten Eier auch wirklich Junge enthalten und ordentlich ausgebrütet werden können, so kann man sie, nachdem sie einige Tage unter den alten gelegen, hervornehmen und untersuchen.

suchen. Man nimmt nemlich entweder nach dem siebenden Tage dergleichen Eier, hält sie, indem man ihre Spitzen zwischen zwei Finger faßt, gegen ein hellbrennendes Licht oder auch gegen die Sonne, und giebt acht, ob noch durchsichtige darunter sind. Findet man wirklich noch durchsichtige, so nimmt man diese weg und legt blos die dunkeln und undurchsichtigen wieder unter; denn diese sind wirklich schon mit einem werdenden Jungen versehen; da hingegen jene, wenn sie auch noch länger unter der Glucke liegen, nichts herausbringen werden; indem sie gewiß nicht gehörig befruchtet sind. Dieses Mittels bedient sich auch unser hiesiger Poulardier Butziger mit dem besten Erfolge; oder man wendet auch folgende Verfahrungsart an: Man nimmt nemlich nach dem eilften oder zwölften Tage der Brutzeit ein Sieb, oder noch besser, eine scharf ausgespannte Kindertrommel, sezt diese an die Sonne, und legt ein Ei nach dem andern darauf. Haben sie einige Minuten gelegen, so werden sich jene, die gut sind, bewegen, und zwar unter ihnen diejenigen am stärksten, welche die meiste Kraft haben, da hingegen diejenigen ganz stille liegen bleiben, welche nicht befruchtet, und bereits faul geworden sind. Die leztern wirft man weg; von jener aber, die sich bewegten, legt man diejenigen, so sich am schwäch-

sten bewegten, mitten ins Nest, um ihnen hierdurch mehr Wärme zu verschaffen, und Gelegenheit zu geben, ihre Lebenskraft desto mehr zu entwickeln. Will man sämmtliche Eier, belebte und unbelebte bis ans Ende der Brutzeit unter der Glucke liegen lassen, so hat dieses auch nichts zu sagen. Es ist ja ohnehin bei den mehrsten Oekonomen der gewöhnliche Fall.

§. 24.

Wunderbar ist die Entwickelung des jungen Thierchens im Eie. Wir wollen sie hier betrachten.

Sobald das Ei fünf bis sechs Stunden unter der Bruthenne gelegen, so siehet man schon den Kopf des Hühnchen, welcher am Rückgrade hängt, in derjenigen Feuchtigkeit schwimmen, womit das Bläschen angefüllt ist, welches sich in dem Mittelpunkte der Narbe befindet. Zu Ende des ersten Tags hat sich der Kopf schon vergrößert und gebogen. Mit dem Anfange des zweiten Tages bemerkt man schon die ersten Entwürfe zu den Gelenken und Wirbelbeinen, die sich wie kleine Kügelchen an den beiden Seiten der Mitte des Rückgrades vertheilt haben. Man entdeckt zugleich den Ansatz der Flügel und der Nabelgefäße, die sich blos durch ihre dunkle Farbe auszeichnen. Den nemlichen Tag entwickeln sich auch der Hals und die Brust; der Kopf wird immer größer; man bemerkt die ersten Züge der Augen und drei Bläschen, welche, wie

der Rückgrad, mit durchsichtigen Häutchen umgeben sind. Die Wirksamkeit der Lebenskraft wird immer bemerklicher; das kleine Herzchen fängt an zu schlagen, und der Blutumlauf nimmt seinen Anfang. Den dritten Tag sind schon alle Theile größer geworden, so daß alles viel deutlicher zu unterscheiden ist. Das merkwürdigste ist aber das Herz. Dieses hängt außerhalb der Brust und schlägt dreimal hinter einander, nemlich einmal, um das in den Adern umlaufende Blut durch das Herzöhrchen aufzunehmen; das zweitemal, um es in die Pulsadern zurückzuschicken, und das drittemal, um es in die Nabelgefäße zu treiben. Diese Bewegung dauert sogar noch 24 Stunden fort, nachdem sich der erste Ansatz des Küchelchens bereits von dem Weißen des Eies abgesondert hat. Man bemerkt auch Blut- und Pulsadern auf dem kleinen Bläschen des Gehirns, und die Grundlage des Rückenmarks fängt an, sich längs den Gelenke hin auszudehnen. Kurz, man siehet den ganzen Körper der Frucht gleichsam in einen Theil einer ihn umgebenden Feuchtigkeit eingewickelt, der mehr Festigkeit als das übrige erhalten hat. — Den vierten Tag sind die Augen schon viel deutlicher zu bemerken. Man kann da schon den Stern oder Augapfel, die crystallinische und glasartige Feuchtigkeit erkennen. Im Kopfe bemerkt man fünf mit Feuch-

tigkeit angefüllte Bläschen, welche, indem sie sich die folgenden Tage hindurch nach und nach einander nähern, das mit allen seinen Häuten umgebene Gehirn bilden. Die Flügelchen wachsen, die Schenkelchen nehmen zu, und der Körper wird fleischicht. Den fünften Tag wird der ganze Leib gleichsam mit einem schmierigen Fleische bedeckt, das Herz in eine sehr dünne Haut verschlossen, und die Nabelgefäße siehet man aus dem Unterleibe hervorkommen. Den sechsten Tag fährt der Kern des Rückgrades, nachdem er sich in zwei Theile getheilt hat, fort, sich der Länge nach auszubreiten; die Leber legt ihre bisherige weiße Farbe ab, und nimmt eine dunkle an; das Herzchen schlägt in seinen beiden Kammern; der ganze Leib des jungen Thierchens wird mit Haut bedeckt, aus welcher die Federn schon anfangen hervorzukeimen. Den siebenden Tag kann man schon leicht den Schnabel unterscheiden; das Gehirn, die Flügel, Schenkel und Füße haben ihre vollkommene Gestalt erlangt. Die Herzkammern erscheinen als zwei an einanderhängende Blasen, und man bemerkt zwei auf einander folgende Bewegungen sowohl in den Herz- als Vorkammern. Am Ende des neunten Tags bemerkt man die Lunge, deren Farbe weislich ist. — Den zehnten Tag erhalten die Muskeln der Flügel ihre gänzliche Ausbildung, die Federn fahren fort

hervor

hervorzukommen, und den eilften Tag schließen sich die Pulsadern, welche zuvor von dem Herzen entfernt waren, an dasselbe an, und dieses unentbehrliche Werkzeug des Lebens findet man alsdann vollkommen ausgebildet in zwei Kammern vereinigt. — Die folgenden Tage entwickeln sich sämmtliche Theile immer mehr und mehr, so daß am vierzehnten Tgge die Federn ganz hervorgekommen sind. Den funfzehnden Tag schnappt das Hühnchen nach Luft, und am neunzehnten Tage ist es bereits so weit ausgebildet, daß es im Eie pipen kann, worauf es am zwanzigsten Tage endlich die Schale aufbricht. Dies Durchbrechen geschieht nicht durch das Picken des ausgebildeten und nunmehro reifen Hühnchens allein, sondern auch durch die Vergrößerung des thierischen Körpers und den auf dem Obertheile des Schnabels befindlichen harten Körper, den man den Schnabelhöker nennt. Da nun ein Ei mehr oder weniger hart ist, ein Küchelchen oder Hühnchen mehr oder weniger Kräfte hat, so kommen auch nicht alle jungen Thierchen zu gleicher Zeit aus ihrer Hülle, sondern nach und nach. Merkt man, daß so ein kleines Thierchen zu lang zubringt, ehe es sich seiner Schale entledigen kann, so muß man ihm zu Hülfe kommen. Man klopft nemlich mit einem Schlüssel leise auf das Ei, vergrößert dadurch den Bruch,

schlizt die Haut unter der harten Schale entweder mit einer Stecknadel oder mit einer Scheere behutsam auf und lößt so das Küchelchen allmählig von der Haut und Schale ab, und sollte etwa noch ein bischen Schale daran kleben bleiben, so geht diese entweder durchs Befeuchten mit lauem Wasser, oder auch nach einigen Tagen von selbst ab.

§. 25.

Wenn die Brutzeit geendigt ist, so nimmt man die Küchelchen, die bisher noch nichts zu fressen bekommen haben, aus dem Neste, und sezt sie nebst der Glucke einen oder auch wohl zwei Tage lang unter einen Hühnerkorb, welcher, wenn es etwa kalt ist, mit Werrig oder schlechter Wolle versehen werden muß. Nachher gewöhnt man sie allmählig in die Luft. Man setzet sie nemlich mit der Glucke unter einen unten weiten und oben spitz zugehenden, von Weiden verfertigten Korb, welcher nahe an der Erde mit kleinen Oeffnungen versehen ist, damit die Jungen Gelegenheit haben, nach Willkühr aus- und einzulaufen, ohne daß die Mutter herauskommen kann. In der ersten Woche füttert man sie mit hartgekochten zerriebenen Gelbei, worunter man Brodkrümmchen, — aber ja nicht von ganz frischem Brod — mengt; oder auch mit Hotten oder Käsematerie, unter die man gleich-

gleichfalls Brodkrümmchen gemischt hat; oder endlich mit Buchwaizenkrütze oder gestampfter Hirse. Wenn man ihnen die Krütze oder Hirsen steif kocht, und kalt zu fressen giebt, so nehmen sie besser zu, als wenn man sie ihnen rohe vorgiebt. Ein steifer kalter Brei von gekochten und zerriebenen Erbsen ist von der nemlichen Wirkung. In der ersten Zeit giebt man ihnen wenig, aber öfters zu fressen, und wechselt hernach mit gekochter Gerste und Waizen ab. Merkt man, daß sie keine rechte Lust zum Fressen haben, so kann man ihnen Brodkrumen in süßer oder geronnener Milch weich machen. Das Wasser zum Saufen sezt man ihnen in kleinen flachen Geschirren vor, damit, wenn sie etwa hineinfallen, nicht ersaufen. Unter das zum Saufen bestimmte Wasser kann man ihnen auch etwas Wassersand thun, welchen sie zur Beförderung der Verdauung verschlucken. Uebrigens führt die Mutter ihre Jungen auf den Mist, scharret ihnen die Körnchen und Würmchen heraus, lockt sie, wenn sie etwas findet, nimmt manchmal ein Körnchen ins Maul, läßt es wieder fallen, und zeigt ihnen so die vorgefundene Nahrung, die sie sich herzlich gern selbst abziehet, sie führet sie, wenn es sonsten nur immer thunlich ist, ins Graß, setzet sich mit ihnen auf die aufgelockerte erwärmte Erde, und läßt sie ganz den Einfluß der wohlthätigen

tigen Sonne genießen. Ja ihre liebevolle Vorsorge für ihre Jungen erstrecket sich so weit, daß sie selbst ihr Ansehen verliert, durch struppige Federn und hängende Flügel sich von den andern Hühnern unterscheidet, und sich jedem, der ihren Kleinen zu nahe kömmt, widersetzet. Sind die Jungen ein Paar Monate unter dem Schutze ihrer zärtchen Mutter geführt worden, können sie nunmehro selbst ausgehen, und sich versorgen, so verläßt sie die Alte, und fängt nun wieder an zu legen.

Ich kann hier eine Bemerkung, die Buchoz und nach ihm Krünitz macht, nicht unberührt lassen, obwohl ich hier nicht aus eigner Erfahrung sprechen kann. Wenn man nemlich den Küchelchen, nachdem sie vierzehn Tage alt sind, ein Mengsel von Hafermehl und Theriak, das wie ein loser Teig aussiehet, zu fressen giebt, so sollen sie so zunehmen, daß sie binnen zwei Monaten schon ihr völliges Wachsthum erreicht, und vieles Fett haben.

§. 26.

Um die Hühner entweder gar nicht zum Ausbrüten zu brauchen, und doch junge Küchelchen zu ziehen, oder sie, nachdem sie ausgebrütet haben, gleich wieder als Legehühner zu benutzen, hat man

einige

einige Verfahrungsarten, die wir hier nun noch, um gar nichts zu übergehen, betrachten wollen.

Erstlich kann man sich nach dem Vorschlage einiger Oekonomen, statt der Hühner der ausgedienten Truthühner zum Ausbrüten bedienen. Die Größe und Wärme eines solchen Hahnes macht denselben vorzüglich geschickt, ihm viele Eier unterlegen zu können. Um ihn nun aber auch zum Brüten gehörig zu dressiren, macht man ihm in einer zweckdienlichen Kammer ein ordentliches Brutnest zurecht, versiehet dieses mit Eiern, rauft sodann dem Hahne die großen Federn unter dem Bauche aus, und wäscht den auf solche Art entblößten Ort mit Brannteweín, worin man gestoßenen Pfeffer vorher eingeweicht hatte; oder peitscht diesen Ort mit jungen Brennesseln. Dieses Waschen mit Brannteweín, oder das Peitschen mit Nesseln verursacht dem Hahne Brennen und Jucken, er bleibt gern auf den ihm untergelegten Eiern sitzen, vorzüglich wenn man ihm etwas Brannteweín eingegossen, und sowohl hierdurch, als auch durch die Dunkelheit der Kammer die Sinne gleichsam betäubt hat. Nach vierundzwanzig Stunden kann man ihm nahe beim Neste Futter und Saufen hinsetzen, und den Brutort, bis der Hahn gefressen, erleuchten, und so mit Füttern täglich fortfahren,

bis

bis das Brüten seine Endschaft erreicht hat, wo denn der alte Hahn die ausgebrachten Jungen unter seinen Flügeln schützen, und so, wie eine Henne, führen wird. Bei dieser Methode, die ich in mehrern ökonomischen Schriften gefunden habe, fürchte ich immer, der alte Hahn möchte wohl ein bischen zu ungeschickt seyn, mit seinen Sporn nicht nur die Eier zerbrechen, sondern überhaupt auch mit seinen großen Füßen die jungen schwachen Küchelchen zertreten.

§. 27.

Zweitens kann man auch, wenn man Eier ohne Hennen ausbrüten lassen will, seine Zuflucht zu der künstlichen Wärme nehmen. Diese Wärme nun erhält man entweder durch das Feuer, oder auch durch Pferdemist. Die Aegyptier, denen die Menschheit unstreitig vielerlei Kenntnisse zu verdanken hat, waren hier unsere Lehrmeister; denn diese brüten alle Jahr in besonders eingerichteten Oefen, die sie Mamals nennen, durch Hülfe des Feuers mehrere Millionen Eier aus, so wie dieses mehrere Reisende gesehen haben. Die bei ihnen gebräuchlichen Brutöfen, die etwa neun Fuß hoch sind und größtentheils in der Erde stehen, sind von gebrannten Back- oder Ziegelsteinen gebauet und erstrecken sich in eine ansehnliche Länge und Breite.

In

In der Mitte derselben ist der Länge nach ein etwa drei Fuß breiter und neun Fuß hoher bedeckter Gang, der mithin das ganze Werk in zwei Theile abtheilt, so daß, wenn man dazwischen hingehet, man auf jeder Seite eine Mauer hat. Dieser verdeckte Gang selbst nun hat vorn beim Eingange eine Thür, die man ordentlich verschließen kann. Auf beiden Seiten des Ganges befindet sich nun eine doppelte Reihe von Kammern, oder, wenn man will, Brutöfen, nemlich eine Reihe unten auf dem Boden, und die andere grad über dieser, wovon dann jede wieder in besondere Zimmer oder Oefen abgetheilt ist. Jedes Zimmer, welches unten auf der Erde ist, hat eins von der nemlichen Länge und Breite grad über sich. Die untern Zimmer von beiden Seiten sind alle von einerlei Länge, Breite und Höhe. Ihre Länge beträgt zwölf bis funfzehn, ihre Breite vier bis fünf, und ihre Höhe drei Fuß. Ein jedes dieser Zimmer hat seine Thür, oder sein rundes Loch, welches in den verdeckten Gang hineingehet, und wodurch ein Mensch mit genauer Noth kriechen kann. In diesen untern Zimmern nun, welche in Verbindung mit den obern ein zusammengesetztes Ganze ausmachen, werden anfänglich die Eier, welche ausgebrütet werden sollen, und zwar in jedes derselben wohl fünf- bis sieben tausend an der Zahl und

zwar auf Matten von Stroh, gelegt. Die obern Zimmer haben auf jeder Seite ihrer ganzen Länge nach eine Art von Rinne, welche eigentlich statt des Heerdes, worauf das Feuer angemacht wird, dienen. Der Boden, wodurch die oberen von den untern abgesondert sind, hat in der Mitte ein großes Loch, wodurch sich die Wärme in die untern zieht. Nebst diesem hat jedes obere Zimmer noch zwei andere Löcher, nemlich ein ganz kleines oben in dem Gewölbe, womit der Ofen bedeckt ist, und eins in der Mauer, wodurch es von dem oben beschriebenen bedeckten Gange getrennt ist. Dieses leztere dient, wie wir gleichfalls bereits oben bemerkt haben, statt der Thür, es vertritt aber auch zugleich die Stelle des Kammins; indem es dem Rauche, der sonst nirgends heraus kann, den Ausgang verstattet; denn so lang das Feuer brennt; verstopft man das Loch in dem Gewölbe eines jeden Zimmers, so daß demnach der Rauch durch das in den Gang führende Loch, sodann aber erst durch andere in dem Dache des Ganges befindliche Löcher gehen muß. Da nun Holz und Kohlen ein zu heftiges Feuer geben würden, so bedient man sich des getrockneten und mit Stroh vermischten Küh- Kameel- oder anderer Thiere Mist, wovon man unsern Lohballen ähnliche Kuchen macht; so wie man dann hierzu in Deutschland auch wohl die bekann-

ten Lohballen brauchen könnte. Wenn das Feuer, welches man in den Rinnen, die, wie oben bemerkt, die Stelle des Heerdes vertreten, angemacht hat, brennt, so verstopft man auch die Thüren der untern Zimmer oder Oefen, damit sie von der Wärme, die sie von den obern erhalten, desto geschwinder und leichter erwärmt werden. Damit nun diese Zimmer nicht zu warm werden, so läßt man das Feuer nur eine Stunde des Morgens, und eine des Abends brennen. Und dieses nennt man das **Mittag**- und **Abendessen** der Küchelchen. Es ist übrigens nicht gebräuchlich, daß man die Oefen die ganze Brutzeit durchheize; sondern es ist genug, wenn dieses nur acht bis zehn Tage geschieht; denn nachher haben die Oefen schon einen Grad der Wärme angenommen, daß man sie bei Beobachtung einer nur geringen Vorsicht gar leicht viele Tage hindurch so erhalten kann, ohne daß der Einfluß der äußern Luft dieselbe merklich oder auf eine den Küchelchen in den Eiern nachtheilige Art, vermindern könnte. Dieses ist auch um so weniger zu bewundern, als das ägyptische Clima selbst schon dem ganzen Brütungsgeschäfte auf das vollkommenste entspricht.

Die Eier liegen, wie wir oben sagten, in den untern Oefen; kömmt nun der Tag, wo man zu

heizen aufhört, so bringt man einen Theil derselben in die obern Oefen, um sie hier zur Bequemlichkeit der in der Folge herauskriechenden Küchelchen weiter aus einander zu legen. Vor allen Dingen untersucht man jezt erst die Eier bei dem Lichte einer Lampe, um zu erfahren, welche Küchelchen enthalten, oder nicht. Erstere bringt man blos in die obern Oefen. Nun verstopft man alle Thüren oder Löcher der Zimmer und des Ganges mit Wulsten von Werrig; verschließt jedoch die Oeffnungen in den Gewölben der Oefen nur halb, damit die Luft hinein- und herausgehen könne. Diese Vorsicht ist hinreichend, um den Ofen viele Tage lang in seiner Wärme, die er erlangt hat, zu erhalten; indem man den allzufreien Zutritt der Luft abhält. Man hat übrigens keine andere Regel, den Grad der Hitze zu bestimmen, als daß selbige so, wie in einem Bade seyn muß. Die Eier selbst rührt man, damit sie gleichmäßige Wärme genießen, sowohl bei Tag, als in der Nacht einigemal um, doch so, daß die Hände nur darauf hin und her geführt werden. Am einundzwanzigsten Tage kriechen die jungen Küchelchen aus, und dann vermindert man die Hitze, weil sonst die jungen Thierchen sterben würden. Die Küchelchen werden nun auch, bis sie im Freien herumgehen können, in diesen gleichsam unterirdischen Zimmern erzogen; denn

hier finden sie am besten die Wärme, die sie sonst unter den Flügeln der Mutter suchen müßten.

§. 28.

Herr Baumann, der in Rom mit mehrern Afrikanern gesprochen, beschreibt in seinem Werke, welches wir noch weiter unten anführen wollen, noch eine andere Art von ägyptischen Brutöfen. Er sagt nemlich: „Diese Oefen sind thurmartig, oder wie Pyramiden oben eng zusammenschließend, von unten aber weit zugerichtet; unten herum sind breite Fache, wie große Nester gestaltet, mit vielen Eiern; ferner in die Höhe kommen etwas engere Fache, mit weniger Eiern und zulezt loben darauf ein einziges, alle mit Eiern gefüllt. Die Fache in den thurmartigen Oefen stellen gleichsam Oeffnungen von unsern bekannten sogenannten Ofenröhren vor, worin die Eier liegen, und bei einem allezeit mäßigen Feuer, wovon die Hitze niemals stärker oder schwächer seyn darf, ausgebrütet werden."

Will man sich keiner besondern zum Ausbrüten der Eier errichteten Oefen bedienen, so kann man auch die Wärme, wodurch die Backöfen und Braupfannen geheizt werden, brauchen, man darf da nur einen kleinen Verschlag machen und durch Röh-

ren einen Theil der Wärme, der doch verloren gienge, hineinleiten, auf den vier Seiten des Verschlags Repositoria, wie in Bibliotheken zum Aufstellen der Bücher machen, sondann viereckichte lange flache Kästen hineinsetzen, und diese mit Eiern anfüllen; so wie ich mich dann auch vollkommen überzeuge, daß unsre Welköfen, worin wir das Obst welken, ganz vortrefflich zum Ausbrüten der Eier verwendet werden können. Man kann da nur statt des Obstes die Horden, nachdem man etwas Werrig hineingelegt hat, mit Eiern anfüllen, und sie so auf den Seiten des Ofens herumstellen, so wie dies Herr Thym auf dem von Arnimschen Gute Boizenburg durch einen Verschlag oder Schirm um einen gewöhnlichen Kachelofen auf ähnliche Art gemacht. — Nur ist es nöthig, daß man dann den gehörigen Grad der Wärme zu geben und zu treffen wisse, so wie wir diesen sogleich weiter unten bestimmen werden. Gut und ganz zweckmäßig ist es überhaupt, daß man die Horden oder auch Kästen in einem Brutzimmer bald höher, bald niedriger stelle, bald dem Ofen nähere, bald von ihm entferne, so wie dies eben der vorhandene Grad der Wärme erheischt.

§. 25.

Will man sich zur Erhaltung der Wärme statt des Feuers, nach Reaumürs Methode, des Mistes zum Ausbrüten bedienen, so kann man folgender Gestalt verfahren. Man nimmt nemlich ein leeres Faß, schlägt den Boden an einer Seite heraus, oder läßt, wenn man ein solches Faß ganz neu machen läßt, gleich nur einen Boden hineinmachen, kleidet es inwendig mit Papier aus, und versiehet es oben mit einem wohlpassenden Deckel. In die Mitte dieses Deckels läßt man ein großes Loch einschneiden, in welches man das ausgeschnittene Stück wieder einsetzen kann, um hierdurch in das ganze Faß sehen zu können, und rund um dieses große Loch läßt man verschiedene andere kleine Löcher bohren, um sich derselben zur Behandlung der Wärme als Luftlöcher, oder als Register zu bedienen. Dieses Faß nun sezt man mehr, als drei Viertel von seiner Höhe tief in warmen Pferdemist, welchen man zwischen vier blos aus über einander gesezten Backsteinen zusammengesezten Mauren um das Faß zusammen hält. In das Faß selbst nun hängt man vermittelst Bindfaden, die man oben am Faße durch einen Haken befestiget, in gehöriger Entfernung zwei oder drei durchsichtig geflochtene Körbe übereinander; in jeden derselben legt man zwei Lagen Eier, jedoch so, daß

die oberste Lage aus wenigern bestehe, als die unterste, damit man auch diese sehen könne. Recht gut und zweckmäßig ist es übrigens auch noch, daß man in der Mitte eines jeden Korbes ein mit der in der Mitte des Deckels befindlichen Oeffnung correspondirendes Loch anbringt, und sodann durch die obere Deckelöffnung bis unten in das Faß einen Wärmemesser (Thermometer) hängt, und so hierdurch den gehörigen Grad der Wärme bestimmt. Eine Hauptsache ists, dafür zu sorgen, daß nicht mehr Luft in das Faß kommen könne, als nöthig ist, um die zweckdienliche Wärme darin zu erhalten, so daß diese Wärme zwischen dem 30sten und 34sten Grade des Reaumurschen oder 96sten des Fahrenheitschen Wärmemessers zu stehen komme. Nimmt die Wärme ab, so legt man andern Mist an. Man läßt aber nie alle vier Seiten auf einmal wieder voll legen, sondern eine nach der andern, damit die Wärme nicht zu groß werde. Uebrigens regiert man die Wärme durch die in dem Deckel befindlichen Löcher oder Register; indem man diese nach Bedürfniß öffnet oder verstopft. — Hat man etwa keinen Thermometer, wie dies bei den mehresten Landwirthen wohl der gewöhnlichste Fall seyn dürfte, so kann man sich selbst einen machen, der wenigstens bei Bestimmung der zum Ausbrüten der Eier erforderlichen Wärme hinlängliche Dienste

thut.

thut. Man läßt nemlich ein Stück recht rein ausgeflößter Butter von der Größe einer wälschen Nuß und halb so viel Talg mit einander schmelzen, und gießt es in eine ganz kleine Bouteille, und so hat man gleich einen Thermometer, der schon den rechten Grad der Wärme bestimmen wird. Hängt oder stellt man diese Bouteille nun in den Brutofen, und die Materie, nemlich die Mischung von Butter und Talg wird so flüssig wie Oel, so ist die Wärme zu stark; bleibt aber die Materie steif und dicht, so ist die Wärme zu schwach; erscheint aber die Materie in der Bouteille wie ein weicher Teig, und ein Theil davon fließt, wenn man das Glas neiget, wie ein sehr dicker Syrup, so ist die Wärme grad recht. Will man sich aber von dem Gebrauche eines solchen Thermometers erst recht überzeugen, was für eine Gestalt die Materie bei dem rechten Grade der Wärme annimmt, so darf man die kleine Bouteille nur ungefähr eine Viertelstunde unter der nakten Achsel halten, und wenn man sie wieder hervorziehet, sogleich achtgeben, in welchem Zustande die Materie in dem Glase seye, und was für einen Grad der Flüssigkeit sie angenommen habe, um sich hiernach in der Folge richten zu können; denn die der Materie unter der Achsel mitgetheilte Wärme zeigt den Grad der menschlichen Wärme an, die dann wohl mit der Wärme

einer brütenden Henne so ziemlich übereinkommen dürfte. —

Noch ein anderes Mittel Eier ohne Henne und ohne Einwirkung des Feuers auszubrüten, ist folgendes: Man nimmt nemlich Tauben, oder Hühnerkoth, stößt diesen klein und läßt ihn in einem Kasten, der an einem sehr warmen Orte steht, durch ein großes Sieb auf einander fallen, daß er etwas dick zu liegen komme; hierauf legt man nun zarte Hühnerfedern, und auf diese die Eier. Hernach schüttet man durch das Sieb noch so viel Koth auf die Eier, daß sie ganz und gar davon bedeckt sind. In diesem Stande läßt man sie zwei oder drei Tage ruhig stehen; die folgenden Tage aber wendet man sie täglich um, fährt so fort, bis die Küchelchen herauskriechen.

Das Ausbrüten der Eier durch die Dünste des kochenden Wassers nach Sulzers Versuchen, oder durchs Lampenfeuer nach Wrens und Beguelins Erfindung, oder vermittelst der Electricität nach Achards Bemerkungen, dürfte wohl etwas zu spielend seyn, als daß es hier einer weitläufigen Auseinandersetzung verdiente.

§. 30.

§. 30.

Wenn nun die Hühnchen ausgebrütet sind, so sind sie noch zu zart, als daß man sie gleich der freien Natur überlassen könnte; sie verlangen noch eine ziemliche lange Zeit unter die erwärmenden Flügel einer Mutter. Herr von Reaumur hat zu diesem Behuf eine sehr zweckmäßige Einrichtung angegeben, die wir nunmehro betrachten wollen. Die ersten 24 Stunden läßt man die jungen Küchelchen in ihren Brutbehältern, sodann aber nimmt man seine Zuflucht zu folgender künstlichen Gluckhenne. Man nimmt nemlich eine etwa zwei Fuß breite und eben so hohe Kiste, deren Länge sich nach der Anzahl Küchelchen richtet, und die man statt eines Deckels mit einem weitläufigen Flechtwerke versiehet. Diese Kiste sezt man nun an einem trocknen Orte in frischen Mist, und zwar so, daß der Mist an dem einen Ende bis an den Rand der Kiste reicht, sodann aber nach und nach so abnimmt, daß das andere Ende der Kiste nur ein paar Zoll hoch darin stehet. Diese Einrichtung bewirkt eine verschiedentlich modificirte Wärme, so daß die Küchelchen, wenn sie es so warm, als unter einer natürlichen Henne haben wollen, sich nur an das wärmste Ende, welches am tiefsten im Miste stehet, begeben dürfen, so wie sie dann auch, wenn es ihnen da zu warm wird, nur wei-

ter vorgehen und jenes Fleckchen suchen können, das ihnen am besten behagt. An eine mäßige Stelle sezt man ganz flache Näpfchen mit Futter und Wasser, und streuet zugleich auch etwas Futter, welches das nemliche ist, so wie wir schon oben gehabt haben, auf den Boden der Kiste, welches den Küchelchen den Weg zu den Freß- und Saufnäppchen zeigt. Damit nun aber auch die jungen Thierchen bei dem Genuß einer gedeihlichen Wärme jenen sanften behaglichen Druck fühlen, den ihnen die Flügel einer natürlichen Mutter gewähren, so giebt man ihnen eine künstliche Mutter, welche die Form eines kleinen Pultes hat, daß man auf einen Tisch setzen kann, um darauf zu schreiben. Die Länge und Tiefe derselben ist willkührlich, ihre Breite aber ist grad so, daß man sie in die Kiste oder sogenannte Gluckhenne stellen kann. Das Holzwerk dieser Mutter bestehet aus einem kleinen Rahmen, welcher das Dach derselben ausmacht, und inwendig mit gutem sanften Pelzwerke ausgefüttert ist, das dann freilich hier weit elastischer, nachgiebiger und daher sanfter drükkend ist, als wenn es auf ein ganzes Bret befestiget wäre. Dieser mit Pelzwerk, nemlich entweder mit feinen Schafpelze, Kaninchen- oder auch andern Fellen ausgefütterte Rahm ruht auf vier Füßen, wovon die zwei hintersten, zwei, die zwei vorder-

sten

sten aber sechs bis vier Zoll hoch sind, so daß das Ganze, wenn man's hinstellt, wie wir auch bereits bemerkt haben, wie ein Pult aussiehet. Die Füße kann man so daran befestigen, daß man sie leicht abnehmen und an ihre Stelle andere, so wie es das Wachsthum der Küchelchen braucht, anbringen kann. Diesen gefütterten Aufenthalt nun, den wir oben Mutter nannten, stellt man, nachdem man den Deckel der Kiste oder Gluckhenne abgehoben, an jene Stelle derselben, die am tiefsten im Miste stehet; denn hier ist eigentlich die größte Wärme. Sezt man nun die Küchelchen in die Kiste, so werden sie bald nach der ihnen zubereiteten Mutter gehen. Je weiter sie nun darunter kriechen, jemehr wird ihr Rücken gegen das Pelzwerk drücken, und so werden sie sich gewiß eine Lage suchen, die ihnen am besten behagt. Haben sie sich genug gewärmet und ausgeruhet, so werden sie wieder hervorkommen, fressen, saufen, herumspatzieren und dann wieder unter ihre Mutter kriechen. Man kann vorn und hinten auch Vorhängchen machen, das jedes Küchelchen leicht wegstoßen kann, und so werden sie des Nachts desto wärmer beisammen sitzen. Zur Sicherheit und Bequemlichkeit der schwächern Küchelchen muß man sich mit mehreren Gluckhennen und Müttern versehen, wenigstens drei von verschiedener Größe haben.

ben. Die erste ist für die Küchelchen, die erst ausgebrütet sind; die zweite ist für jene, so sieben oder acht Tage alt sind; und endlich die dritte für die, welche einen Monat gelebt haben. Diese leztere nennt man, weil die Küchelchen darin gleichsam entwöhnt oder abgesezt werden, Absetzer. Daß diese drei verschiedenen Gluckhennen nebst den dazu gehörigen Müttern in Rücksicht ihrer Größe nach Masgabe des Wachsthums der Küchelchen, verschieden sind und auch seyn müssen, ist wohl ganz natürlich.

Es ist übrigens eben nicht nöthig, daß die jungen Hühnerchen in dem Absetzer, so wie auch in der zweiten Gluckhenne den ganzen Tag in dem Kasten stecken; nein man kann sie bei schönem Wetter auch herausnehmen, sie unter einen großen Hühnerkorb ohne Boden ins Freie, vorzüglich aber auf ein Graßfleck stellen, und da füttern; sodann aber, wenn es anfängt kühl zu werden, wieder in ihre Gluckhenne bringen, so wie es dann auch wohl angehet, daß man sie unter dem Hühnerkorbe durch eine kleine Oeffnung hervorgehen, und ganz im Freien scharren läßt. Man darf sich nicht fürchten, daß sie sich verlieren werden; denn sie werden gewiß bald wieder nach dem Korbe, wo sie besseres Futter finden, laufen.

§. 31.

§. 31.

Nebst diesen Gluckhennen, die man an einem verschlossenen Orte hat, und ihnen durch Mist ihre gehörige Wärme mittheilt, hat man auch noch andere, die man im Freien anbringen und durch Kohlenhitze erwärmen kann. Diese hat man nun von doppelter Art. Sie stehen nemlich entweder etwas von der Erde erhaben, oder stehen unmittelbar auf derselben. Ihre innere Einrichtung ist die nemliche, wie bei den kaum beschriebenen, nur ist ihr Deckel nicht von Flechtwerk, sondern ganz von Bretern, und an der vordern Seite der Kiste ist ein Gegitter von Drat, oder auch blos von dünnen Stäben, um hierdurch theils Licht, theils auch die nöthige Luft einzulassen. In dem Falle nun, daß die künstliche Gluckhenne etwas von der Erde entfernt ist, hat sie vier Füße, die auch noch mit kleinen Räderchen versehen seyn können, um sie bequem auf dem Hofe dahin zu fahren, wo es am angenehmsten ist. Um nun aber die an dem einen Ende dieser Gluckhenne eingesezte Mutter gehörig und zwar ohne Mist zu erwärmen, trifft man folgende Einrichtung. Man nagelt unter der Gluckhenne da, wo die Mutter steht, ein Paar Leisten mit einem Falz an; nun läßt man sich von Kupfer, Messing oder auch starkem Eisenbleche ein Kästchen machen,

machen, das grad so lang und breit, als die künstliche Mutter ist. Dieses Kästchen hat vorn auf zwei Seiten einen überstehenden Rand, und auswendig an dem vordern Brete einen Knopf oder Ring. Die überstehenden Ränder dienen dazu, das Kästchen zwischen die unter der Gluckhenne befestigten, mit einem Falze versehenen Leisten zuschieben; die Bestimmung des an dem vordern Brete befindlichen Knopfs oder Rings aber ist, das Kästchen bequem herausziehen zu können. Genug! man stelle sich nur ein kleines Schubládchen vor, und man wird gleich das ganze Ding verstehen. Dieses Kästchen hat an der Seite Löcher, damit es wegen Mangel an Zuge nicht an der zur Erhaltung des Feuers nöthigen Luft fehle. In dieses Kästchen läßt man sich nun noch eins gleichfalls von starkem Eisenbleche und zwar so machen, daß es grad hineinpaßt. Dieses hat an den Seiten ebenfalls kleine Zuglöcher, so wie auch einen durchlöcherten Deckel. Füllt man dieses Kästchen mit guten Kohlen an, bedeckt sie mit Asche, macht den Deckel zu, stellt es sodann in das andere ihm gleichsam zum Futterale dienende Kästchen, und schiebt so dieses zwischen den ausgefalzten Leisten grad unter die in der Gluckhenne befindliche Mutter, so wird diese so erwärmt werden, daß die

Kü-

Küchelchen gewiß einen sehr angenehmen Aufenthalt sowohl in der Gluckhenne, als auch unter der Mutter genießen werden.

Soll die künstliche Gluckhenne unmittelbar auf der Erde stehen, so fallen die Füße ganz weg, und sie wird etwas in die Erde und zwar so gesezt, daß derjenige Theil derselben, wo die Mutter steht, grad über ein Loch zu liegen komme. Dieses Loch, welches so breit als die Mutter ist, und wozu man von außem leicht kommen kann, dient dazu, daß man das Kästchen mit Kohlen, oder auch ein sogenanntes Feuerstübchen, die man in hiesiger Gegend Feuergiecken nennt, hinein und grad unter die Mutter schieben kann. Man darf eben nicht glauben, daß man bei diesen zwei Arten von künstlichen Gluckhennen, die durch Feuer erwärmt werden, eben viel Kohlen brauche, oder sonst viele Mühe habe. Nein; denn ist es warm, so darf man nur des Morgens und dann des Abends frische Kohlen in die Kästchen thun; ist es aber kühl, so muß man dieses freilich des Tags durch mehrmalen wiederholen, so wie einem hierbei die gesunde Vernunft schon selbst rathen wird. Daß übrigens alle dergleichen Gluckhennen, wenn sie im Freien stehen, gegen den Regen und gegen

Wind-

Windstöße gesichert seyn müssen, versteht sich wohl von selbst, so natürlich es auch wohl seyn dürfte, daß man den Hühnerkorb, worunter man die Küchelchen sezt mit einer Mutter, die aber weiter nicht erwärmt wird, versehe, und einen von Wachstuch verfertigten Schirm bereit habe, um diesen bei eintretendem Regen sogleich auf den Korb zu decken.

§. 32.

Hat man wirkliche, natürliche oder lebendige Glucken, die ihre untergelegten Eier ausgebrütet haben, und man will sie, ohne weiter eine künstliche Gluckhenne von vorbeschriebenen Arten anzuschaffen, bald wieder zum Legen zwingen, so kann man sich auch blos eines Capaunens zur Führung der Jungen bedienen. Sobald nemlich die Küchelchen anfangen auszukriechen, so nimmt man einen Capaun, rauft ihm am Bauche die Federn aus, peitscht diesen entblößten Theil mit Brennesseln, macht ihn vermittelst in Branntewein getunkten Brodes betrunken, schläfert ihn mittelst Bedeckung seines Kopfes unter seine eigne Flügel, und ein zirkelartiges Schwingen ein, und sezt ihn, indem man die Glucke von den Eiern genommen hat, auf das Nest. Hier wird er sitzen bleiben, um seinen Rausch auszuschlafen; die Küchelchen werden unter ihm herum-

umkrabbeln, sich an seinen Leib drücken und sich recht zu erwärmen suchen. Sobald er seinen Rausch ausgeschlafen, so wird er die jungen Thierchen bemerken, und sie, da sie sich beschäftigt um ihn bezeigen, gleich einer Gluckhenne annehmen und sie führen bis sie erwachsen sind. Ueber die ganze Ausbrütungsmaterie können folgende Schriften mit Vortheil nachgelesen werden:

1) Krüniz bereits oben angeführte Encyclopädie 26ster Theil unter dem Artikel Huhn.

2) Dessen dritter Theil, unter dem Artikel Ausbrüten.

3) (Des Herrn von Reaumür) Anweisung, wie man zu jeder Jahrszeit allerlei zahmes Geflügel entweder vermittelst der Wärme des Mistes, oder des gemeinen Feuers ausbrüten und aufziehen solle, aus dem Franz. übersezt von J. C. Thenn, 2 Theile mit Kupfern. Augsburg 1767—68. Der Titel des Originals ist folgender: Art de faire éclorre et d'elever en toute saison des oiseaux domestiques de toutes especes, soit par le moien de la chaleur du fumier, soit par le moien de

celle du feu ordinaire, par Mr. de Reaumur. à Paris 1749. 2 Bände in gr. 12.

4) Des Hamburgischen Magazins neunzehnten Bandes zweites Stück, Seite 118—156.

5) Der Abhandlungen der schwedischen Akademie erster Band, wo man Graves Bericht, wie die Küchelchen in Cairo durch Oefen ausgebrütet werden, finden wird.

6) Christian Baumann: Entdeckte Geheimnisse der Land- und Hauswirthschaft, für jedes Land zum Besten aller Innwohner Deutschlands. Zweiter Theil. Wien 1783.

Das dritte Kapitel.

Die Kultur der Tauben.

§. 33.

Die Tauben sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier eine weitläufige Beschreibung davon zu machen; jedes Kind kennt sie. — Sie sind sowohl in ihrer äußern Gestalt, Größe, als auch der Farbe und der Lage ihrer Federn äußerst mannichfaltig. Sie zeichnen sich übrigens durch ihre außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit, durch ihre Geselligkeit, durch ihre Sanftmuth und Friedfertigkeit, durch ihre Furchtsamkeit, durch ihre treue Anhänglichkeit an ihren Gatten vorzüglich aus. Sie putzen und baden sich, sie legen sich bei einem sanften Regen auf die Dächer, und fangen da mit ausgebreiteten Flügeln die Tropfen auf, ihr Nest verunreinigen sie

niemals, so wie dieses auch selbst ihre Jungen nicht thun. Sie sitzen auf den Dächern beisammen, und fliegen allemal gern in großer Gesellschaft, vorzüglich wenn ihnen etwas schreckhaftes vorgekommen, oder wenn sie des Morgens aus ihrer Wohnung ins Freie gelassen werden; denn da schwärmen und fliegen sie alle zusammen mehrmalen in einem Kreise herum, und lassen sich endlich mit einander an einem Orte nieder. Oft ist ihr Flug ganz pfeilartig. Sie lassen es gern geschehen, daß sich beim Fressen Hühner und Sperlinge in ihre Gesellschaft mischen, und ihre Mahlzeit mit ihnen verzehren helfen. Es ist etwas seltenes, wenn sich eine Taube von ihrem Gatten trennt; selbst eine gegenseitige Eifersucht sucht die wechselseitige Treue immer mehr zu befestigen, so daß es einer Taube nur höchst selten einfallen wird, sich von ihrem Gatten zu scheiden; Vielweiberei hat ohnehin bei ihnen nicht statt. Ihre Einfalt gehet aber auch so weit, daß sie sich leicht in andere Taubenhäuser locken lassen; sich unter fremde Flüge mischen, mit diesen auf ihren Schlag ziehen, und sich fangen lassen.

§. 34.

Ehe wir nun von der Kultur dieser artigen Thierchen selber handeln, wollen wir erst ihre Verschiedenheit betrachten. Die wilde oder Holz- Fel-

sen,

sen- und Blautaube dürfte wohl, wie dieses auch Büffon annimmt, die Stammmutter aller übrigen unter die Bothmäßigkeit der Menschen gebrachten Taubenarten seyn, diese aber ihre bewundernswürdigen Verschiedenheiten dem veränderten Klima, der Gefangenschaft, dem Futter und mancherlei andederen Verhältnissen zu verdanken haben. Es ist immer zu bewundern, wie es möglich zu machen war, diese so leichten Vögel von einem so außerordentlichen schnellen Fluge zu unterjochen, herbeizuziehen, zu beherbergen, sie zu warten und zu pflegen, und sie zu benutzen, welches freilich bei den übrigen Hausvögeln, die ihr schwerfälliger Flug selbst mehr an die Erde fesselt, nicht so schwer seyn mußte. Wir handeln hier blos von den zahmen Tauben, und übergehen die wilden. Wir zählen hieher:

1) Die Feldtaube oder den Feldflüchter.

Diese stehet zwischen den wilden und sogenannten Haustauben gleichsam in der Mitte; denn sie verwildert leicht wieder, entfernet sich vom Taubenschlage, fliegt auf die entferntesten Aecker, um daselbst ihr Futter zu suchen, sie gewöhnt sich auf Thürme, an andere unzugängliche Orte, ja selbst

in Felsenhöhlen. Sie fliegen gleich den wilden Tauben truppweise, sind nur freiwillige Gäste, und es hängt blos von ihnen ab, ihren Aufenthaltsort mit der Wildniß zu vertauschen. Sie sind unter den Tauben, die man zu halten pflegt, die kleinsten, haben einen glatten Kopf ohne Hauben, nakkende Schenkel, und sind von verschiedenen Farben. Findet man welche unter ihnen, die auf dem Kopfe eine Halbhaube, und mit Federn besezte Füße haben, so sind diese ganz sicher durch die Paarung mit einer andern Taubenart entstanden. Da diese Taubenart sich vom Frühlinge an bis in Herbst ihr Futter selbst auf dem Felde und das zwar mühsam genug auf den Aeckern zusammen sucht, dabei drei bis fünfmal jedesmal ein Paar Junge bringet, so wird sie von den Landwirthen vorzüglich geliebt; aber eben auch sie ist es, die vorzüglich die Strohdächer verdirbt, auf den Feldern und in Gärten so manches Saamenkörnchen holt, und eben daher von manchem mit dem schrecklichsten Fluche belegt wird.

Vorzüglich ist es diese Art von Tauben, die so verschieden in ihren Farben ist, und worauf dann die Taubenliebhaber einen eben so verschiedenen Werth setzen.

Wir wollen sie daher hier auch in Rücksicht ihrer mannichfaltigen Farben betrachten:

1) Tauben von ganz oder doch wenigstens größtentheils weißer Farbe.

Hierher gehören

a) Ganz weiße. Diese sind zwar schön, sehr reinlich, aber auch sehr weich und zärtlich, fliegen daher nicht gern ins Feld, und sind überdies auch wegen ihrer weitschimmernden Farbe den Nachstellungen der Raubvögel sehr stark ausgesezt.

b) Der Schwarzkopf. Diese ist weiß, hat aber, wie auch der Name schon sagt, einen schwarzen Kopf, oft einen schwarzen Hals und Schwanz. Sie ist eine schöne Taube, die viele Liebhaber hat. —

c) Der Rothkopf. Wo der Schwarzkopf schwarz ist, ist diese roth.

d) Der Blaukopf. Die Theile, die bei den zwei vorigen Arten schwarz oder roth sind, sind bei dieser blau.

e) Die Schnippe. Diese hat bald einen schwarzen, bald einen rothen, bald einen blauen Fleck

auf der Stirn, und heißt daher bald Schwarzschnippe, bald Rothschnippe, bald Blauschnippe. An einigen Orten nennt man sie auch maskirte oder geschnallte Tauben. Mehrentheils hat sie auch einen Schwanz von der Farbe des Stirnfleckes, oder der Schnippe.

f) Der Rothbrust. Diese Taube, welche ganz weis ist, hat vorn an der Brust einen rothen Schild. Sieht dieser Schild aber mehr blau als roth aus, welches sehr oft der Fall ist, so nennt man sie Blaubrust. Man schätzt sie gemeiniglich sehr hoch.

g) Der Raiger. Diese ist entweder weiß und roth, oder weiß und schwarz, oder weiß, roth und schwarz gesprickelt, bald mehr schuppicht, bald mehr gedüpfelt, zuweilen auch fadenartig. Man zählt sie mit unter die fruchtbaren und dauerhaften Tauben.

2) Tauben von ganz rother, oder doch größtentheils rother Farbe.

Hierher gehören:

a) Ganz rothe. Diese ist entweder hell- oder ziegelroth. Da sie nicht selten ist, so wird sie auch eben nicht besonders geschätzt.

b) Die

b) Die Kupferbraune. Diese hat größtentheils eine weiße Stirn, und heißt alsdann Rothblässe. Ist der ganze Kopf weiß, so nennt man sie den rothen Weißkopf.

c) Der rothe Weißschwanz. Der Name verräth schon die Farbe und Zeichnung dieser Taube.

d) Die Weisschnippe. Diese ist roth, hat über dem Schnabel vor der Stirn ein weißes Fleck, bisweilen auch einen weißen Schwanz. Man nennt sie auch rothe Weisschnippe.

e) Die Rothgelbe. Die Farbe dieser Taube ist eine Mischung von Roth und Blau, wobei jedoch das Rothe mehr hervorsticht, und die Brust ins Grünliche spielt. Sie ist zwar nicht besonders schön, man schätzt sie aber wegen ihrer Fruchtbarkeit.

3) Tauben von ganz oder doch größtentheils blauer Farbe.

Hierher gehören:

a) Die ganz blaue. Diese gehört wohl zu den gewöhnlichsten Feldflüchtern, wie man sie auf den mehresten Taubenschlägen antrifft. Sie ist fruchtbar, fliegt gern ins Feld, und

ist auch, da ihre Farbe nicht zu weit leuchtet, den Nachstellungen der Raubvögel nicht so sehr ausgesezt als die weißen und rothen. Man hat welche unter ihnen mit schwarzen und weißen oder rothen Strichen auf den Flügeln.

β) Die Blaublässe. Diese ist am ganzen Körper blau, hat aber eine weiße Stirn, und wird ebenfalls unter die nüzlichen fruchtbaren Tauben gezählt. — Man hat auch welche, die nebst der weißen Stirn auch weiße Flügel und einen weißen Schwanz haben.

γ) Die genagelte Taube. Diese hat einen blauen Grund und auf demselben schwarze Fleckchen in der Größe eines Nagelkopfes, die sich besonders auf den Flügeln zeigen, und bisweilen auch ins Schwarzbraune spielen, bald rund bald eckicht sind, oder auch wohl die Figur des halben Monds haben. Sie ist eine gute, fruchtbare und fleißige Taube.

4) Tauben von ganz oder doch größtentheils schwarzer Farbe.

Hierher gehören:

a) Die ganz schwarzen. Je schwarzglänzender diese sind, je höher schäzt man sie. Sie

sind

sind seltener, als man glauben sollte; denn sie fallen mehrentheils ins Blaue und Röthliche.

b) Der schwarze Weißstrich. Diese Taube ist schwarz und hat weiße Striche über die Flügel. Sie ist nicht so selten, als die glänzendschwarze.

c) Der schwarze Weißschwanz. Diese ist ganz schwarz, hat aber, wie auch ihr Name selbst sagt, einen weißen Schwanz.

d) Der schwarze Weißkopf. Ihr Name verkündigt schon ihre Farbe und Zeichnung. Hat sie statt des weißen Kopfs blos eine weiße Stirn, so nennt man sie Schwarzblässe.

e) Die gestaarte Taube. Die Grundfarbe dieser Taube ist schwarz, sie ist aber wie ein Staar am ganzen Leibe weißgesprengt.

f) Der gestaarte Weißstrich. Diese Taube hat auf der Brust einen weißgesprengten Schild wie die Staaren, und auf den Flügeln weiße Striche.

5) Tauben von vermischter Farbe.

Hierher gehören:

a) Die Schwarzgeschuppten. Ihre Grundfarbe ist schwarz und die Schuppen sind weis.

b) Die Rothgeschuppten. Die Schuppen dieser Taube fallen etwas ins Rothbraune, und bilden so eigentlich das, was man karpfenschuppicht nennt; daher dann diese Taube auch den Namen die karpfenschuppichte Taube hat. —

c) Die getiegerte Taube. Diese, welche man gleich kurz weg Tiger nennt, ist nach ihrer Grundfarbe weiß, hat aber auf dieser Grundfarbe kleine schwarze mit etwas Braun vermischte Dupfen, die auf dem ganzen Körper gleich weit von einander stehen, außer daß der Kopf und Schwanz bisweilen mehr schwarz als die übrigen Theile sind.

d) Die Schildtaube. Diese, welche größtentheils weis ist, hat auf dem Rücken eine andere Farbe, als an den übrigen Theilen ihres Körpers.

e) Die

e) Die Strichtaube. Diese weiße Taube hat ihren Namen von der schwarzen Zeichnung ihrer Flügel und ihres Schwanzes.

f) Die gedachete Taube. Diese ist ganz weiß, ihre Flügel aber sind entweder blau, schwarz oder roth. Sie heißt daher auch entweder blau- schwarz- oder rothgedachet.

§. 35.

II. Die eigentliche Haustaube.

Diese ist weit zahmer als die vorige, sie pflegt für sich alleine nicht auf das Feld zu fliegen, sondern will in ihrem Schlage, oder doch im Hofe gefüttert seyn. Füttert man sie aber nicht gehörig, so leistet sie auch den Feldflüchtern bisweilen Gesellschaft, und gewöhnt sich auch wohl den Feldbesuch an.

Die vorzüglichsten Spielarten von dieser Gattung sind nun folgende:

1) Die Mond- oder Monatstaube. Man hat zweierlei Arten, die unter diesem Namen bekannt sind.

Die erstere ist unsere allbekannte Haus- oder Latschtaube, die nicht viel größer als unser Feldflüchter ist. Sie heckt sehr gut, hat aber das mit allen Latschtauben gemein, daß sich an ihre befiederten Füße leicht Haare anhängen, die dann bewirken, daß sich die noch ganz jungen Tauben darin verwickeln, und so von der alten mit aus dem Neste geschleppt werden.

Die zweite Art ist fast noch halb so groß, als die Feldtaube. Sie bringt das ganze Jahr hindurch, die Mausezeit und den kältesten Winter ausgenommen, fast alle Monate Junge. Eben dieses ist es aber auch, warum man sie vorzüglich schätzt. Das sicherste Kennzeichen dieser Taubenart ist, daß sie alle einen rothen Faden um das Auge haben.

Spielarten davon sind:

a) Die türkische Taube.

Diese, die man auch die arabische oder persische Taube nennt, ist groß, gehaubt, hat einen mittelmäßigen Schnabel, dessen Nasenhaut höckerig, aufgeblasen, rauh und weiß überpudert ist, und einen breiten kahlen warzigen rothen Augenkreis. Sie ist gewöhnlich schwarz, doch hat man auch eisenfarbige, Isabell- und Weinsuppenfarbige. Sie sind überhaupt sehr plump und entfernen sich

nicht

nicht von ihrem Hause. Man hält sie wohl zum Vergnügen, aber gewiß nicht zum Nutzen. In der Türkei soll man sie zur Bestellung der Briefe gebrauchen, und sie daher Brieftauben nennen. Allein dieses kann man auch mit unsern Feldflüchtern. Man darf nur eine mit auf einen benachbarten Ort nehmen, ihr ein Briefchen anhängen, und sie sodann fliegen lassen, und sich dabei versichert halten, daß sie bald damit auf ihrem Schlage seyn wird.

b) Die große Höckertaube oder Pagadotte.

Diese, welche man so wie die türkische Taube in unserer Gegend Pavtotte nennt, ist beinahe so groß, als eine Zwerghenne von der kleinen Art, hat einen krummen Schnabel, auf den Nasenlöchern stehet ein warziger und weißgepuderter Höcker in Gestalt einer Spitzmorchel, die Augen umgiebt ein breiter weißwarziger Kreis, und der Kopf ist unbehaubt. Sie vermehren sich schwer und in geringer Anzahl; ihre Hauptfarbe ist ebenfalls schwarz, doch giebt es auch welche von weißer, von isabell- und rother Farbe u. d. gl. Auch sie dienen mehr zum Vergnügen, als Nutzen.

c) Die römische Taube.

Diese ist nicht völlig so groß, als die türkische, hat keine Haube, aber eben so große Flügel, als die türkische. Man hat von ihr schwarze, dunkelgraue und gefleckte.

2) Die Trommeltaube.

Diese, welche noch etwas größer als die gemeine Haustaube ist, und einen größern und stärkern Kopf hat, der mit einer Haube versehen ist, hat ihren Namen von ihrer Stimme, die wie eine von fern gerührte Trommel lautet. Ihr Vaterland ist noch streitig. Einige geben Rußland, andere England, und noch andere Italien dafür an. Ihr Schnabel ist kurz und dicke, und oft mit einer sogenannten Schneppe oder aufwärts vorgebogen stehenden Busche von zarten Federn, welchen man an einigen Orten Rischel nennt, fast bedeckt. Ihre Füße sind über und über mit Federn bewachsen, so daß sie oft kaum dafür gehen kann. Sie fliegt schwer und hat eine gute Anlage zum Fettwerden. Man hält sie mit für die fruchtbarste; denn auch sie hat sehr oft Eier und Junge zu einer Zeit, sie vernachläßigt aber aus lauter Trägheit sehr oft ihre Jungen, so daß der Fruchtbarkeit ungeachtet, doch eben nicht viel von ihr zu erwarten ist.

§. 36.

§. 36.

3) Die Pfauentaube.

Diese, welche in unserer Gegend Hühnerschwanz genennt wird, ist etwas größer als eine Feldtaube. Sie hat ihren Namen daher, weil sie ihren Schwanz wie der Pfau oder vielmehr, wie eine Henne, hohl aufheben und ausbreiten kann. Wenn sie den Schwanz aufhebt, so schlägt sie ihn vorwärts, und da sie zu gleicher Zeit den Kopf zurückziehet, berührt solcher den Schwanz. Bei diesem Ausbreiten des Schwanzes, welches größtentheils zur Stunde des Verliebtseyns geschiehet, zittert die Taube, welches vermuthlich von dem Arbeiten der Muskeln herrührt. Ihr breiter Schwanz bewirkt, daß sie im Fluge oft vom Winde fortgetrieben, oder wohl gar auch auf die Erde geschleudert wird, so wie sie sich dann beim Winde auch mit Mühe kaum auf den Dächern halten kann. Man hat von ihr ganz weiße und auch weiße mit schwarzem Kopfe und Schwanze. Man hält sie übrigens aber mehr des Vergnügens als Nutzens wegen.

4) Das Mövchen, oder die Taube mit der Halskrause.

Diese ist kaum so groß als eine Turteltaube mit einem kleinen Schnabel und einer Reihe auswärts gesträubter Federn, von der Kehle bis zur Brust,

welche dem Täubchen ein gar schönes Ansehen verschaffen. Man hat sie von allerhand Farben, wo dann die weißen auf ihren Flügeln noch mit einem rothen oder blauen Schilde geziert sind. — Auch diese niedlichen Thierchen hält man mehr zum Vergnügen, als zum Nutzen.

5) Die Strupp- oder krause Taube.
Diese ist von der Größe der Trommeltaube, und alle kleine Federn, zuweilen auch die hintern Schwungfedern, und die Schwanzfedern stehen in die Höhe und vorwärts, wie an den Strupphühnern, welches dann auch bewirkt, daß sie nicht gut fliegen können.

6) Die Taube mit dem Schwalbenschwanz.
Diese hat die Größe einer gemeinen Feldtaube, nur ist sie etwas gestreckter, und hat einen gabelförmigen Schwanz wie eine Schwalbe. Man nennt sie auch die nürnberger Taube.

7) Die Kropftaube.
Diese hat ihren Namen von ihrem Kropfe, den sie so aufblasen kann, daß er so groß als ihr ganzer Körper wird. Dieses Aufblasen zwingt sie aber auch, den Kopf ganz zurückzubiegen, und sich so

des Vermögens zu berauben, grade vor sich zu sehen, daher sie dann auch, da ohnehin ihr ganzes schwerfälliges Wesen noch dazu kömmt, sehr leicht von Raubvögeln erwischt werden kann. Da sie sich übrigens auch in Hinsicht auf Fruchtbarkeit eben nicht besonders auszeichnet, so dürfte man sie des Nutzens wegen wohl nicht halten wollen; es sey dann, daß man ihr deswegen einen Vorzug einräumen möchte, weil man, wenn man sie braten will, ungemein viel in ihren Kropf füllen kann.

In Rücksicht der Farbe hat man von ihr folgende Abänderungen:

a) Die Gelbfahle.
Unter diesen ist das Männchen oder der Tauber sehr schön; denn er hat bunte Flecken, welche dem Weibchen oder der Taube fehlen.

b) Die Isabellfarbige. Auch hier ist der Tauber buntfarbig, die Taube aber nicht.

c) Die Weiße. Diese, welche mit die gewöhnlichste ist, ist so weis wie der Schwan.

d) Die Weiße, Rauchfüßige, mit langen Flügeln, welche sich über dem Schwanze durch-

kreutzen, und so bewirken, daß die Rundung des Halses abgeschnitten erscheint.

e) Die Stahlgrüne mit grauen Streifen und Bändern.

f) Die Sanftgraue, deren Gefieder einförmig über den ganzen Körper ist.

g) Die Hyacinten, deren blaue Farbe ins Weißliche sticht.

h) Die feuerfarbige Taube, die an jeder Feder einen braunen und rothen Querstrich, und am Ende jeder Feder einen schwarzen Rand hat.

i) Die Nußbraune.

k) Die Kastanienbraune mit ganz weißen Schwungfedern.

l) Die Mohrenkropftaube mit einer schönen Sammetschwärze und zehn weißen Schwungfedern.

m) Die Schieferfarbige mit weißen Flügeln oder Schwingen.

§. 37.

§. 37.

8) Die Mönchstaube.

Diese, welche man auch Kapptauben oder Mönche nennt, sind etwas größer als die gemeinen Feldflüchter, haben am Hinterkopfe vorwärts gekrümmte Federn, und einen weißen Scheitel, übrigen ist ihre Farbe roth, blau, schwarz ꝛc. Man schätzt die schwarzen mit zwei weißen Flügeln, so wie auch die rothen oder gelben mit und ohne weißen Schwänzen vorzüglich. Man hat auch unter den Feldflüchtern welche, die wegen einer ähnlichen Kappe ebenfalls Mönche genennt werden. Vielleicht haben diese ihr Daseyn der Paarung eines Feldflüchters mit einer der kaum beschriebenen eigentlichen Mönchstaube zu verdanken.

9) Die holländische Muscheltaube.

Diese ist so groß als die Mönchstaube, aber schlanker. Die vorwärts gebogenen Federn am Hinterkopfe laufen etwas an der Seite des Halses herab, stehen aber nicht so dichte, als bei der Mönchstaube, und bilden eine Art von Muschel. Sie sind ganz weis, nur Kopf und Vorderhals und mehrentheils auch der Schwanz haben andere Farben. Wenn sie einen gelben, braunen oder schwarzen Kopf und Halz haben, der Schwanz mag übri-

gens von weißer oder gelber Farbe seyn, so hält man sie für schön.

10) Die Nonnen- oder die Schleiertaube.

Diese ist größer, als die oben beschriebene Trommeltaube, und man nennt sie auch Zopftaube, Kragentaube, und Perückentaube. Sie hat einen kurzen Schnabel, und von der Muschelhaube des Hinterkopfs, die eine Art von Kapuze bildet, laufen an beiden Seiten des Halses bis zur Brust verkehrte lange Federn, wie ein Schleier oder Halstuch herab, die dem Vogel ein ganz eigenes Ansehen geben. Man hat unter ihnen ganz weiße, rothe, isabellfarbene, gefleckte und schwarze. Wenn die schwarzen einen weißen Kopf und weiße Flügelspitzen haben, so nennt man sie Mohrentauben. Diese hecken nicht so gut, wie die andern; die weißen aber sollen unter ihnen die besten seyn.

11) Die Maskentaube.

Diese, welche man auch die Brilltaube nennt, ist von der Größe eines Feldflüchters, und hat ihren Namen daher, weil sie durch einen schwarzen, blauen oder rothen Pinselstrich über den

Schnabel bis zur Mitte des Kopfes gleichsam masquirt ist. Sie ist grad so gestaltet und gezeichnet, als jene, die wir unter den Feldflüchtern die Schnippe nennten. Entweder die Schwanz- oder Schwungfedern haben mit der Schnippe oder Stirnfleckchen einerlei Farbe. Man hält unter ihnen die mit rothen oder schwarzen Flügeln für die schönsten.

12) Die Schweizertaube.

Diese nennt man auch Staarenhälse und Pleureusen. Sie ist von der Größe eines Feldflüchters, hat auch einen eben so schnellen Flug als diese, und hat ein Halsband, welches auf der Brust gleichsam einen weißpunktirten Harnisch bildet. Oft hat sie auch zwei Bänder auf den Flügeln, die die Farbe des Bruststücks haben. — Sie ist hier eben das, was wir bei den Feldflüchtern den gestaarten Weißstrich nennten.

13) Die Purzeltaube oder der Tümmler.

Diese hat einen glatten Kopf und die Gestalt und Größe der Feldtaube. Sie fliegt hoch und stürzt sich in gerader Linie blitzschnell herab, indem sie sich während des Falles immer überburzelt; und eben hierdurch den Raubvögeln entgehet.

14) Die Klatsch- Schlag- oder Wendetaube.

Diese drehet sich im Fluge in die Runde, und klatscht mit ihren Flügeln so heftig, daß man glauben sollte, eine starke Klapper zu hören. Sie schlägt bisweilen so heftig mit den Flügeln, daß sie sich oft einige Schwungfedern zerbricht, und auf die Erde herabstürzt. —

15) Die Karmelitertaube.

Diese dürfte wohl die niedrigste und kleinste von allen unsern Tauben seyn. Sie hat ganz kurze mit langen Federn bewachsene Füße, und scheint gleichsam auf dem Bauche zu ruhen. Sie hat am Hinterkopfe einen kleinen Federbusch.

Dieses dürften wohl die vorzüglichsten Arten von Tauben seyn, ohnerachtet nicht zu bezweifeln ist, daß durch Vermischung der verschiedenen Gattungen unter einander noch mancherlei Spielarten entstehen können.

§. 38.

Jezt kennen wir die verschiedenen Arten von Tauben; nun wollen wir auch ihre Wohnungen betrachten. —

Die

Die sogenannten Haustauben, sie mögen Namen haben wie sie wollen, wohnen gern in der Nähe ihrer Versorger. Sie bekommen ihr tägliches Futter um so richtiger, indem sie, da man sie beständig vor Augen hat, nicht so leicht vergessen werden können. Uebrigens ist es ihnen einerlei, ob ihre Wohnung in der Höhe oder niedrig angebracht ist, sie gewöhnen sich zu einem, wie zum andern; nur gewährt ihnen eine mehr niedrig angebrachte Wohnung mehr Schuz vor den Raubvögeln, und überhaupt einen wärmern Aufenthalt, welcher dann bewirkt, daß sie auch in den Wintermonaten, wenn es nicht zu kalt ist, hecken. Sehr angenehm ist es übrigens für sie, wenn sie in der Nachbarschaft ihrer Wohnung einen geräumigen leeren Plaz auf der Erde, und einen seichten Fluß haben; denn sie gehen bei gutem Wetter gern spazieren und baden sich auch gern.

Ganz anders aber verhält es sich mit den Feldtauben oder Feldflüchtern. Diese wohnen am liebsten in der Höhe, sind gern dem Felde nahe und lieben überhaupt eine freie Aussicht. Sie sehen da vom Frühling an, bis in den Herbst, wenn von Zeit zu Zeit etwas angesäet wird, und können da gleich, nach Vollendung der Aussaat, ihren Besuch abstatten. Man siehet auch, daß Tauben,

wenn im Frühjahre die Saat- oder Bestellzeit eintritt, ihre sonst gute Wohnung verlassen, ihren Aufenthalt auf hohen Thürmen suchen, und dann im Herbst wieder zurückkehren, so wie sie sich dann, wie allbekannt, bei niedrigen Wohnungen gar zu gern auf die Straße gewöhnen und ihre Nahrung auf dem Felde zu holen, vergessen. — Ja, sie werden nach und nach so kirre, daß sie einem, ohne aufzufliegen, nur ganz gemächlich aus dem Wege gehen. —

§. 39.

Die Taubenwohnungen selbst sind nun verschieden, vorzüglich aber von dreierlei Art. Man hat nemlich:

a) Taubenkasten.
b) Taubenhäuser und
c) Taubenschläge.

a) Die Taubenkasten.

Diese, die man in Sachsen auch Köten, bei uns aber Taubenhöhlen nennt, sind nicht anders, als länglichviereckichte aus Bretern zusammengeschlagene und an den Wänden reihenweis über einander befestigte Kästen, die inwendig mit Durchzügen, am vordern Theile aber mit eingeschnittenen Fluglöchern und Tritten versehen sind. Da sie

sie an den Wänden fest anliegen, so bedürfen sie keiner Rückböden; denn die Wand vertritt schon die Stelle von diesen. Jede Reihe dieser Kästen ist gemeiniglich einer halben Elle breit und beinahe, doch nicht ganz so hoch; jedes Fach aber eine Elle lang. Mitten in jedes Fach schneidet man das Flugloch ein, und dieses kann rund, viereckicht oder auch bogenförmig, nur muß es so groß seyn, daß eine Taube bequem heraus- und hineingehen kann, mithin eine Viertelelle hoch und ein Achtel breit seyn. Grad unter dem Flugloche kann man entweder das Bodenbret eine Viertelelle weit heraus stehen lassen, oder auch eine Latte von dieser Breite vornageln, damit die Tauben auch einen ordentlichen Tritt haben, und vor ihren Fächern hin und her spatzieren gehen können. Von diesen Kästen setzet man nun gewöhnlich so viele Reihen auf einander, als theils die Gelegenheit des Orts verstattet, theils auch die Menge der Tauben, die man zu halten gedenket, erheischt.

Vorsichtsregeln, die man bei der Anlegung dieser Art von Taubenwohnungen anzuwenden hat, sind folgende:

1) Wenn es nur immer seyn kann, so lege man sie jedesmal gegen Morgen, nie aber gegen

Abend

Abend an; denn in dem leztern Falle würden die Höhlen von dem Schlagregen durchnäßt werden, und die Tauben überhaupt viel leiden müssen.

2) Da, wo sie an der Wand anliegen, schmieret man alle Ritzen mit Leimen oder Kalk zu, um hierdurch der Zugluft, die für die jungen Täubchen sehr nachtheilig seyn könnte, den Weg zu versperren. —

3) Die oberste Reihe der Kästen versehe man mit einem leichten etwas weit überstehenden Dächelchen, damit weder Regen noch Schnee dieselben treffen kann. —

Diese Art von Taubenwohnungen, die man hier auf allen Dörfern antrifft, hat viel Gutes, aber auch viel Unvollkommenes.

Das Gute ist:

1) Sie kosten nicht viel, können da angebracht werden, wo man sich sonst gar nicht einfallen lassen darf, ein Taubenhaus hin zu bringen; versperren mithin weder den Hofraum wie die Taubenhäuser, noch den Dachboden, wie die Taubenschläge.

2) Hecken

2) Hecken die Tauben wegen der Dunkelheit der Höhlen außerordentlich gern darin.

Die Unvollkommenheiten sind:

a) Sie sind etwas zu kalt für die Tauben; und man kann dem Eindringen des Schnees nicht ganz vollkommen wehren.

b) Die Tauben genießen einer allzu wilden Freiheit darin. Man weiß niemals gewiß, von wie vielen Paaren man sich Herr nennen kann; und man ist nicht wohl im Stande, sich von einer Alten Muster zu machen, so wie dieses wohl ganz natürlich seyn möchte.

c) Man kann sie weniger so gut und gemächlich säubern, noch die Jungen so bequem ausnehmen, als dieses der Fall bei den Taubenschlägen ist.

d) Man kann die Tauben nicht so ordentlich füttern, als im Taubenschlage, welches vorzüglich im Winter, wenn es sehr kalt ist, und Schnee liegt, eintritt.

Wenn man nun alle die Unvollkommenheiten gegen das Gute, welches einem die Köten oder Tau-

Taubenhöhlen gewähren, hält, so dürfte wohl das Urtheil nicht für sie ausfallen.

§. 40.

b) Die Taubenhäuser.

Diese, welche ebenfalls in hiesiger Gegend sehr gewöhnlich sind, nennt man auch Taubenräder, und im Oesterreichischen Taubenkobel. Sie bestehen blos aus einem kleinen, bald vier- bald sechs- bald achteckichten Hause, das entweder auf einer oder auf mehrern etwa zehn bis zwölf Schuh hohen Säulen ruhet und sein eigenes Dach hat. Man bauet sie gewöhnlich auf einen freien Plaz mitten in den Hof, und wo möglich grad über den Mistpful; denn man glaubt, hierdurch den Zutritt von Martern, Iltissen und Katzen zu verhindern, und das Taubenhaus, weil die Gewalt der Kälte in die Mistjauche oder Mistlache falle, wärmer zu erhalten, als andere. Ob aber der schöne Zweck erreicht werde, das glaube ich platterdings nicht; denn erstens werden im Sommer die Marder und Iltisse durchwaden oder durchschwimmen, im Winter aber bei Froste, da sie ohnehin am hungrigsten sind, ganz gemächlich darüber hinspazieren und ihren Braten holen; und zweitens ist es eine ganz bekannte und ausgemachte Wahrheit, daß Wohnungen von jeder Art nahe bei oder über

dem

dem Wasser bei weitem viel kälter sind, als jene, die davon entfernt liegen. Man wird demnach gar nicht nöthig haben, gleichsam einen Deich von Mistjauche auf dem Hofe zu leiden, um ein Taubenhaus darüber zu bauen, sondern man wird gewiß als ordentlicher Oekonom, diesen fruchtbaren Extrakt des Mistes auf eine zweckdienlichere Art zu benutzen wissen. —

Wenn man ein solches Taubenhaus genau betrachtet, so wird man finden, daß es weiter nichts als eine Zusammensetzung von denen im vorigen Paragraph beschriebenen Taubenköten oder Höhlen seye, so daß demnach hiervon das nemliche zu sagen ist, was wir von den Höhlen gesagt haben. — Man hat jedoch auch dergleichen, deren innere Einrichtung den Taubenschlägen, wovon wir sogleich handeln werden, ganz gleich kömmt. Eine Hauptsache bei Anlegung dieser Art von Taubenwohnungen ist, daß man sie dahin bauet, wo man sie aus den Fenstern seiner Wohnstube beständig übersehen kann; denn da hat man Gelegenheit, alles zu beobachten, was mit den Tauben vorgehet.

§. 41.

c) Die Taubenschläge.

Diese sind nun meines Erachtens die besten. Auch sie trifft man hier auf allen Dörfern an. Man

Man bringt sie, vorzüglich wenn sie für Feldflüchter bestimmt sind, gewöhnlich in dem obersten Theile des Hauses unter dem Dache an. Man läßt da nemlich entweder eine ordentliche Wand durchführen, oder auch nur einen Verschlag von Bretern machen, so daß das Ganze eine Art von Kammer bildet; den Fußboden läßt man, wie den Boden eines Zimmers, ordentlich mit Bretern belegen, damit ihn die Tauben nicht durchs Scharren verderben, und keine Federn durchdringen können, welche die auf dem darunter befindlichen Fruchtboden aufgeschütteten Früchte leicht verunreinigen könnten; recht gut ist es, wenn man da, wo die Fußbreter zusammengefügt sind, Leisten darüber nagelt, um hierdurch alle Ritze zu verstopfen. Wenn man es so einrichten kann, daß das Flugloch, welches man am besten an der Giebelseite oder auch, wenn dieses nicht seyn kann, zum Dache herausbringt, grad gegen Morgen oder Mittag gehet, so ist dieses am besten; denn die Tauben lieben die Sonne, und legen sich gern so, daß sie den Einfluß ihrer Strahlen ganz genießen können. Die Mitternacht- und Abendseite sind nicht empfehlungswürdig; denn von Mitternacht dringen die kalten Nordwinde, und von Abend die Schlagregen zu leicht und stark ein. Man sehe übrigens nur darauf, daß das Flugloch keinem andern Ge-

bäude

bäude oder Dache so nahe sey, daß Katzen, Marder oder Iltisse von oben herab oder von den Seiten herüber auf die hervorstehenden Latten oder Arme springen und sich in den Schlag einschleichen können.

Das Flugloch selbst darf man nicht unmittelbar auf dem platten Boden des Taubenschlags anbringen, sondern ein Paar Fuß über denselben erhöhen, damit die Jungen, wenn sie aus den Nestern kriechen, nicht, ehe sie fliegen können, herausgehen, herabglitschen, und so durch einen unglücklichen Fall auf die Erde ihr Leben einbüßen. Damit nun die Tauben auch vor dem Schlage herumspatzieren, sich setzen, umsehen und sonnen können, so bringt man grad vor und neben dem Schlag schmale Latten oder Arme an, die man theils in dem untern Querbalken des Fluglochs, theils auch in der Giebelwand, oder im Dache befestiget, nachdem nemlich das Flugloch zum Giebel oder zum Dache herausgehet. In jedem Falle thut man wohl, wenn man diese Latten auch ein Stück zum Taubenhause hineingehen läßt. Im Flugloche befestiget man ein Bretchen, das den Tauben beim Eingehen zum Standpunkte dient, und über das Flugloch nagelt man in Gestalt eines kleinen Daches ein sogenanntes Schutzbret, um hierdurch den Tauben Gelegenheit zu geben, desto bequemer herumlaufen und sich

im Trocknen verweilen zu können. Um nun aber auch die Tauben vor nächtlichen räuberischen Besuch zu sichern, und sie sonst nöthigenfalls einzusperren, so muß man den Taubenschlag auch ordentlich verschließen können. Zu diesem Ende bringt man entweder ein sogenanntes Fallfenster oder ein Zugbret an. Im ersten Falle muß das Flugloch zwei Fuß ins Quadrat haben, das einzusetzende Fenster aber in zwei gleiche Theile getheilt seyn, wovon der oberste fest ist, der unterste aber wie ein Schieber in die Höhe gezogen werden kann. Von diesem Schieber führt man sodann eine Schnure in die Höhe über ein Röllchen, von da durch den Taubenschlag und so weiter in das Haus, so weit als man will, dann wieder über ein Röllchen, und nun grad herunter in oder vor die Wohnstube, wo man dann den Schlag nach Belieben verschließen oder öffnen kann. Unten bindet man die Schnure entweder an einen Nagel feste oder hängt ein Gewicht daran, das grad so schwer ist, daß, wenn man es über sich läßt, sich das Fenster schließt und geschlossen bleibt, und offen bleibt, wenn man es niederzieht, so daß demnach das Gewicht grad so schwer seyn muß, als das Fenster; denn nur das Gleichgewicht macht, daß das Fenster, ohne daß man das Gewicht hebt oder zieht, weder zufallen, noch in die Höhe gehen kann.

kann. Man kann übrigens an den Fensterschieber des Flugloches ein Gewicht hängen, um hierdurch zu bewirken, daß es schneller und gewisser zufällt, und nicht so leicht von einem Marder oder Iltis gehoben werden kann, so wie man überhaupt sehr wohl thut, wenn man das ganze Fenster mit einem ordentlichen Dratgitter überzieht; denn da kann, wenn etwa eine Scheibe zu Grunde gehen sollte, kein Raubzeug eindringen.

Im zweiten Falle, wenn man nemlich statt eines Fensters ein Zugbret vor das Loch anbringen will, wie dies der gewöhnlichste Fall ist, so kann die Oeffnung nur 20 Zoll breit und 12 Zoll hoch seyn; das Bret schneidet man dann nach Maßgabe dieser Oeffnung zu und befestiget es dann auf dem Boden des Flugloches mit eisernen Bändern, so daß es sich an diesen wie eine liegende Thür, wenn man es hebt oder aufziehet, bewegen läßt. Oben in die Mitte dieses Bretes, welches auswendig vor dem Flugloche liegt, befestiget man eine Schnure, und führt sie so, wie wir bei dem Fallfenster bemerkt haben, über sachdienlich angebrachte Röllchen an ihren zum Aufziehen bestimmten Ort. Der Unterschied zwischen diesem Zugbrete und dem Fenster äußert sich in folgendem:

1) Wenn man an der am Fenster befestigten Schnure zog, so öffnete sich das Fenster; das Flugbret hingegen verschließt die zum Ausgange der Tauben bestimmte Oeffnung, wenn man an der Schnure zieht.

2) Wenn auch wirklich das Fallfenster ganz verschlossen war, so blieb doch der Taubenschlag helle, da er hingegen beim Verschließen mit dem Zugbrete ganz dunkel wird. Es ist daher beim Gebrauche des Flugbretes nöthig, daß man irgendwo im Taubenhause ein mit einem Dratgitter versehenes Fensterchen anbringe.

§. 42.

Da sich der Taubenschlag nun, nach den bisherigen Bemerkungen unmittelbar unter dem Dache befindet, so dringt nicht nur die Kälte stark ein, sondern die Marder und Iltisse können auch auf dem Dache herumspazieren, eine oder die andere Ziegel aufheben, oder, wenn es ein Strohdach ist, ein Loch durchgraben, sich in den Taubenschlag schleichen und so eine ziemliche Verwüstung anstellen. Um allen diesen Unvollkommenheiten nun vorzukommen, thut man sehr wohl, wenn man das Dach inwendig entweder mit Mauerkalch überstreichen, oder dasselbe mit Bretern verschlagen

oder

oder vertäfeln läßt. In diesem lezteren Falle aber muß man den leeren Raum, der zwischen dem Dache und den Bretern entsteht, mit Wachholder-reisern, Flachsanchen mit vielen Glasstücken vermischt, ausfüllen, damit nicht etwa Ratzen und Mäuse da einen angenehmen Aufenthalt finden. Die Thüre, wodurch man aus dem Hause in den Schlag steigt, muß wohl verschlossen werden können, so daß weder Raubzeug darunter, darüber oder an ihrer Seite weg hineinkann. Damit man aber auch die Tauben, ohne die Thür zu öffnen, und sie dadurch zu beunruhigen, ordentlich beobachten könne, so thut man wohl, wenn man in die Mitte der Thür ein kleines viereckiges Loch macht und dieses mit einem Vorschieber versieht, den man, wenn man durchlauschen will, zurückschieben, und nachdem man seinen Zweck erreicht, wieder vorrücken kann.

§. 43.

Nun ist es vor allen Dingen noch nöthig, daß man den Taubenschlag hinlänglich mit Nestern versehe. Die Nester selbst können von mancherlei Art, von Holz, von Stroh, von Erde und von Stein seyn. Wir wollen hier alle diese Arten betrachten:

1) Die hölzernen Taubennester. Diese sind entweder von Bretern zusammen geschlagen, oder von Weiden in Gestalt eines kleinen Korbs geflochten.

Im ersten Falle stellt man an der Wand, wo man die Nester anbringen will, aufrecht 8 Zoll breite Breter hin, die man oben, in der Mitte und unten befestiget, und zwar so, daß jedes Bret von dem andern vierzehn bis sechzehn Zoll entfernt steht. Sodann läßt man zwischen diese aufrecht stehenden Breter, vom Boden an bis oben hin, Querbreter entweder einfalzen, oder über angenagelte Leisten einschieben, so, daß jedesmal eins 16 Zoll über dem andern liegt. Damit nun die jungen Tauben, die in der Folge in diesen Fächerchen ausgebrütet werden, nicht etwa herausfallen, so läßt man vor jedes Fach eine etwa fünf Zoll hohe Leiste, und zwar dergestalt annageln, daß das Querbret, welches eigentlich den Boden des Nestes ausmacht, wenn man das Nest reinigen will, darunter herausgezogen werden kann. Das Ganze stellt überhaupt ein Bücherrepositorium vor, welches in lauter Fächerchen abgetheilt ist. Man kann auch einzelne Fächerchen zwischen die Dachsparren befestigen, und sie so zu Nestern bestimmen, so wie man denn auch mitten im Taubenschlage eine

eine Wand aufrichten und diese auf beiden Seiten mit vorbeschriebenen Nestern versehen kann. Diese Nester haben den Vortheil, daß man erstens sehr viele derselben auf einen Taubenschlag bringen, zweitens daß eine Taube ihre brütende Nachbarin nicht sehen und so nicht beunruhigen kann. — Die von Weiden geflochtene Nester kann man sich entweder selbst verfertigen, oder sie vom Korbmacher machen lassen. Die Hauptsache ist nur, daß sie die gehörige Tiefe und Weite haben, damit eine Taube bequem darauf sitzen und brüten kann, und die Jungen nicht herausfallen. Diese Nester nun befestiget man entweder mit Nägeln, eisernen Haken oder auch mit Bindfaden an die Latten oder Sparren des Daches. Will man dieses nicht, so kann man an den Seiten des Taubenschlags jedesmal zwei lange Stangen oder Latten neben einander befestigen und die Nester dazwischen hängen.

2) Die strohernen Taubennester. Diese kann man entweder von Leuten, die sich mit Verfertigung der Bienenkörbe abgeben, machen lassen, oder auch selbst verfertigen. Auf große Zierrathen kömmts hier nicht an. Will man sie sich selbst verfertigen, so nimmt man nur einen hölzernen Reif, der so groß ist, als das Nest werden soll; an die Rundung befestiget man mit Bindfa-

den Stroh, welches man etwas um den Reif bieget, und zwar so, daß kein strohleerer Raum an dem Reife bleibt. Dieses gleichsam in einem Kreise herabhängende Stroh bindet man nun fest zusammen, und schneidet dann die unter dem Verbande wegstehenden Aehren ab. So wird dann das auf diese Art verfertigte Nest eine spitze Strohkappe vorstellen, die man grad so, wie die Nester von Weiden im Taubenschlage herum vertheilen kann. Nur ist zu bemerken, daß grad die gehörige Tiefe des Nestes herauskomme. Da nun diese Nester, da man sie selbst machen kann, nicht viel kosten, selbst auch, wenn sie ausgedient haben, das Stroh nicht verloren geht, indem man dieses in den Mist werfen kann, so kann man ihnen gewiß seinen Beifall nicht versagen.

3) Die irdenen und steinernen Taubennester.

Die irdenen Taubennester kann man vom Töpfer machen, die steinernen aber von Stein aushauen lassen. Da aber beide Arten sowohl im Frühjahre, als auch im Herbste zu kalt sind, so kann ich sie unmöglich empfehlen. Daß man übrigens alle Arten von Taubennestern von verschiedener Form machen lassen, und doch den Zweck der Ausbrütung dabei erreichen kann, versteht sich wohl von selbst; nur

muß

muß man nie die goldene Regel der Sparsamkeit, die bei jedem Zweige der Oekonomie Plaz greift, aus dem Auge lassen, und diese heißt: Suche mit dem möglichst sparsamen Aufwande dein vorgestecktes Ziel aufs vollkommenste zu erreichen.

Um den Tauben jede Art von Bequemlichkeit zu verschaffen, so kann man ihren Schlag auch noch mit Sitzstangen versehen. Diese bringt man nun entweder quer durch den Schlag, oder wie man es sonst gut findet, an. Damit man aber, wenn man etwa etwas auf dem Schlage vornehmen will, nicht genöthigt sey, jedesmal über diese Stangen wegzusteigen, oder darunter wegzukriechen, so schiebt oder hängt man sie blos ein; denn da kann man sie sehr bequem aus- oder abheben, wie man es eben für nöthig hält.

§. 44.

Da einem nun oft daran gelegen ist, gewisse Gattungen von Tauben, um schöne und besondere Arten zu bekommen, mit Gewalt zusammen zu paaren, welches aber in dem Taubenschlage, wo alles unter einander ist, nicht geht, so muß man entweder in dem Taubenhause, oder außerhalb des-

 selben,

selben, nemlich im Hause etliche kleine Behältnisse oder Verschläge haben. Diese Behältnisse können blos aus Bretern bestehen, etwa drei Schuh ins Quadrat groß und dann an der vordern Seite entweder mit einem hölzernen, oder auch mit einem Dratgitter versehen seyn, um hierdurch die nothwendige Helligkeit zu verschaffen.

§. 45.

Da wir nun die verschiedenen Arten von Tauben sowohl, als auch ihre Wohnungen kennen, so wollen wir nunmehro zum Ankauf derselben, so wie zu ihrer Wartung und Pflege selbst schreiten. Wenn man sich jene Gattung von Tauben, die man zu besitzen wünscht, gewählt hat, so dürfte wohl noch die Hauptfrage seyn:

Wann soll man sich selbe ankaufen und herbeiholen?

Ich glaube, der Herbst und das Frühjahr möchten wohl die besten Jahrszeiten zum Taubenankauf seyn; denn zu diesen Zeiten lassen sich die Tauben am besten an ihren neuen Aufenthalt gewöhnen. Wir wollen hier überhaupt folgende Regeln festsetzen:

a) Wenn man sich Tauben ankauft, so wähle man sie ja nicht aus dem nemlichen Orte, wo man wohnt,

wohnt, noch aus einem gar zu nahe gelegenen, sondern lieber aus einem mehr entfernten; denn die Tauben sehen sonst mit ihrem ohnehin sehr scharfen Gesichte ihre alte Wohnung und fliegen gewöhnlich wieder dahin; es sey dann, daß sie, wenn man sie kauft, noch jung sind, und noch nicht geflogen haben. Ich weiß ein Beispiel, daß ein ganzer Schlag voll Tauben, der nach Göttingen war verkauft worden, in einem Tage wieder in seine alte fünf Stunden entlegene Heimath zurückkehrte. Am besten dürfte es daher wohl seyn, wenn man seine Tauben an einem solchen Orte kauft, wohin sie von ihren neuen Wohnplätzen wegen Gebirgen und Waldungen keine Aussicht haben.

b) Suche man die Tauben aus solchen Schlägen zu bekommen, die in Rücksicht ihrer Höhe mit jenen so ziemlich übereinkommen, worauf sie in der Folge wohnen sollen; denn kauft man Tauben, die ihre Wohnung auf einem hohen Hause hatten und eine weite schöne Aussicht genossen, und will sie in eine Wohnung bringen, die in einem niedrigen Hause angelegt, und eine sehr beschränkte Aussicht gewährt, so gewöhnen sich die Tauben nicht leicht, sondern sie suchen entweder den Weg nach ihrer alten Heimath, oder schlagen ihre Wohnung auf einem

einem Kirchthurm auf, oder gesellen sich in eben dem Orte zu einem andern Fluge, der eine Wohnung hat, die mit ihrer vorigen mehr übereinkömmt.

c) Man kaufe sich, wenn es sonst nur immer möglich ist, nicht etwa ein, zwei oder drei Paar Tauben; denn diese bleiben höchst ungern in ihrer neuen Wohnung, vorzüglich, wenn man sie aus einem zahlreichen Fluge genommen hat. Hier wird ihnen, als sehr geselligen Thierchen, die Einsamkeit lästig, und sie suchen größere Gesellschaften.

d) Man kaufe grad so viel Tauber, als Täubinnen. Dieses bewirkt, daß beim künftigen Paaren keine einzelne übrig bleibt, und etwa unter einer fremden Gesellschaft einen Gatten sucht. Wenn man mit einem ehrlichen Manne zu thun hat, der einem die bereits gepaarten Tauben gleich vom Schlage verkauft, so hat man hier weiter nichts zu besorgen; kauft man sie aber auf dem Taubenmarkte, da muß man sichs manchmal gefallen lassen, daß man eine Täubin statt des Täubers bekömmt. Hier ist es nun nöthig, daß man die Merkmale weiß, wornach man beide Geschlechter von einander unterscheiden kann. Diese Merkmale sind nun folgende:

1) Der Tauber hat einen etwas kürzern Hals als die Täubin; die Täubin auch etwas längere Beine, als der Tauber.

2) Wenn man den Tauber mit angedrückten Flügeln in der Hand auf und nieder schwingt, so senkt er den freigelassenen Schwanz allemal niederwärts; da ihn hingegen die Täubin in diesem Falle aufwärts erhebt.

3) Wenn man den Tauber in der Hand hat, ihn beim Schnabel vorwärts zieht, so zieht er den Kopf an sich, die Täubin hingegen läßt ihn gern nach. —

4) Wenn man einen Tauber bei den Flügeln hält, und ihm mit der Hand vorn an der Brust herunter bis an die Füße streicht, so wird er die Füße an sich halten; da sie hingegen die Täubin herab- und auch wohl gar ein bischen so hängen läßt.

5) Wenn man einen Tauber, den man in der Hand hat, neckt, und thut, als wenn man ihn hinwerfen wollte, so brummt er, die Täubin hingegen verhält sich ganz still.

6) Wenn man eine Taube unter dem Steiße visitirt und man findet, daß die Schaamknochen,

die

die man an manchen Orten auch die Legebeinchen nennt, enge geschlossen sind, so ist die Taube ein Täuber, sind sie aber mehr offen und biegsamer, so ist es eine Täubin.

7) Endlich ist der Tauber gewöhnlich etwas größer und an der Brust glänzender, als die Täubin. —

e) Wenn man die Tauben im Herbste kauft, wo sie vielleicht nicht mehr hecken, so sperre man sie etliche Wochen in den Schlag, ohne sie heraus zu lassen und füttere sie dabei tüchtig; sodann aber lasse man sie das erstemal entweder Abends, oder an einem Regen- oder sonst trüben Tage heraus; denn des Abends verlassen sie ihre neue Wohnung nicht mehr so leicht, und gehen gern wieder zurück; an Regentagen aber, oder wenn es sonst trübes Wetter ist, verfliegen sie sich nicht weit, sondern machen sich vorzüglich nur mit der örtlichen Lage ihrer neuen Heimath und Wohnung bekannt.

f) Kauft man Tauben im Frühlinge, z. B. in der Fasten, wo es wirklich auch am rathsamsten ist, an, so sperre man sie so lang ein, bis sie sich gepaart, Eier gelegt und Junge herausgebracht haben. Ich habe mehrmalen bemerkt, daß neu-

ange-

angekaufte Tauben, ungeachtet sie bereits Eier hatten, doch ihre neue Wohnung verließen, das sie aber nicht thaten, sobald sie Junge hatten.

g) Da die Tauben nebst ihrem gewöhnlichen Futter, vorzüglich noch nach salzhaltigen Sachen gehen, und in dieser Rücksicht gern an alten Laimenwänden, Mauern und Abtritten, wo die Sonne aus dem abgelaufenen Urine schon ein Salz abgesondert hat, hacken, so mache man ihnen, um ihnen diese Art von Speise näher zu bringen, und sie hierdurch desto mehr für ihre Wohnung zu gewinnen, eine besondere Beitze oder Sulze, wie man sie auch nennt. Wir wollen hier einige derselben vorlegen:

Erste Art von Sulze.

Man nehme Eberwurzel,
Liebstöckel,
Anis und
Fenchel,

von jedem gleich viel, mache alles dieses zu einem feinen Pulver, vermische es mit fein gesiebten alten Backofenlaimen; mische entweder Kochsalz oder Heringslake darunter, mache hieraus indem man, wenn man keine Heringslake hat, Wasser zugießt, einen steifen Teig, schlage diesen in drei Schuh lange, halb

so

so breite und acht Zoll hohe Kästen ein, und stelle sodann diese, nachdem die Masse trocken geworden, entweder in den Taubenschlag, oder auswendig davor, gleich neben das Flugloch.

Zweite Art von Sulze.

Man nehme:

fein zerriebenen und durchgesiebten Backofenlaimen, Wiesenkümmel, mische beides wohl unter einander, gieße Wasser, worin Salz aufgelößt worden, dazu, arbeite alles wohl durcheinander, mache es zu einem steifen Teige, drücke es, wie vorbeschrieben, in einen Kasten und stelle diese gleichfalls bemerkter Maßen hin.

Dritte Art von Sulze.

Man nehme:

klaren gesiebten Backofenlaimen,
Hanfsaamen vier Hände voll,
Anis,
Wiesenkümmel, } von jedem ein Loth,
Eberwurzel,
Kochsalz, eine Hand voll,
Branntewein, ein Trinkglas voll,

mische

mische alles dieses wohl unter einander, gieße Urin dazu, mache die ganze Masse zu einem Teige, und verfahre, wie kaum gemeldet worden.

Vierte Art von Sulze.

Man nehme:

Gesiebten Ofenlaimen,
gepülverte Eberwurzel,
Honig,
Salzwasser oder Heringslacke,
Urin,

arbeite alles dieses recht durch einander, und bereite es zu, wie oben gelehrt worden.

Fünfte Art von Sulze.

Man nehme:

Backofenlaimen,
Honig,
Kümmel,
Hafer,
Käse,
Senf,

knete dieses unter Zugießen von Salzwasser tüchtig durcheinander, mache einen Teig daraus, thue es in ein irdenes Gefäß, lasse es im Backofen backen, und setze es sodann in den Taubenschlag.

In Rücksicht des Verhältnisses und des Gewichts der verschiedenen Ingredienzien, woraus man die Sulzen verfertiget, braucht man eben nicht ängstlich zu seyn; denn das thut hier wenig zur Sache. So viel ist gewiß, daß Tauben sich gern da aufhalten, wo sie solche Lockspeise finden, so wie ihnen dann dergleichen salzige Gerichte wohl zur Gesundheit dienen möchten. Man hat auch vorgeschlagen: Man solle den Tauben bisweilen Anis zu fressen geben, oder ihnen nur einige Tropfen Anisöl unter die Flügel schmieren; dieses würde dann bewirken, daß sie nicht nur fleißig wiederkämen, sondern in ihrer Gesellschaft auch wohl noch fremde Gäste mitbrächten, die man dann wegfangen könnte. Ob dieses gut ist, weiß ich aus Erfahrung nicht. —

Man hat noch mehrere Arten von Sulzen; allein ich glaube, wenn man eine von den vorbeschriebenen, und sollte es auch die einfachste seyn, anwendet, so sey dieses schon hinlänglich, seinen Zweck zu erreichen.

§. 46.

Die angeschafften Tauben wollen nun auch fressen; es ist daher nöthig, daß man einen Vorrath von Futter habe, und dann bei dem Füttern

einen Unterschied in Rücksicht der Jahrszeit mache. Daß sich die Tauben von Körnern nähren, ist eine ganz bekannte Sache; allein nicht jede Art von Körnern oder Sackfrüchten ist gleich gut, wie dieses wohl jedem praktischen Taubenliebhaber bekannt seyn dürfte. Wir wollen hier nur diejenigen Sackfrüchte betrachten, die zum Taubenfutter dienen können. Hierher gehören:

1) Der Waizen.

Da dieser aber gewöhnlich zu theuer ist, so giebt man ihn den Tauben nicht.

2) Das Heidekorn oder der Buchwaizen.

Dieser ist ein gutes, gesundes und auch in Rücksicht des Preises ein vortheilhaftes Taubenfutter. —

3) Die Wicken.

Diese dürften wohl mit das vortrefflichste Taubenfutter seyn. Die Tauben fressen sie nicht nur gern, sondern hecken auch gut darnach. Es war in meinen Knabenjahren immer meine größte Freude, wenn ich in meinem väterlichen Hause einen Hut voll Wicken auf die Seite transportiren, und meinen Tauben auf ihren Schlag schleppen konnte. Es ist Schade, daß diese Frucht als Tau-

benfutter ein bischen zu theuer ist; denn sie steht gewöhnlich mit dem Roggen in einem Preise.

4) Der Roggen.

Wenn dieser recht reif und gehörig ausgetrocknet ist, so ist er ebenfalls ein gutes Taubenfutter; ist er aber nicht recht reif, oder noch nicht gehörig eingetrocknet, so bekommen die jungen Tauben, die von den alten damit gefüttert werden, die Blattern, wie dies zur Erndtezeit bei den Jungen der Feldflüchter allgemein der Fall ist. Uebrigens ist den Taubenliebhabern der Roggen auch zu theuer, als daß sie ihn den Tauben vorwerfen sollten. —

5) Die Gerste.

Diese ist ein sehr gutes und nahrhaftes Taubenfutter, bei dessen Genusse die Tauben recht fleißig hecken.

6) Der Hafer.

Dieser ist ein geringes Taubenfutter, welches man den Tauben im Winter und im Frühjahre giebt, ehe sie legen und brüten; denn er kann den Jungen, die von den Alten damit gefüttert werden, wegen seiner Spitzen, nachtheilig werden. Gewöhnlich giebt man ihn den Tauben im Frühjahre,

damit sie durch ein nahrhafteres Futter gereizt nicht etwa zu bald legen und brüten, weil in diesem Falle die jungen Tauben zu leicht vor Kälte erstarren und zu Grunde gehen würden.

7) Die Erbsen.

Diese sind ein ganz vortreffliches nahrhaftes und gesundes Taubenfutter. Nur die jungen können sie, wenn sie erst anfangen selbst zu fressen, nicht wohl genießen, weil sie für ihre kleinen und zarten Schnäbel noch zu groß sind.

8) Leinsaamen.

Daß diesen die Tauben gern fressen, bemerkt man am besten, wenn man zur Zeit der Leinsaat junge Tauben ißt; denn da hat ihr Fleisch ganz den ekelhaften Geschmack des Leinöls.

9) Der Hanfsaamen.

Diesen fressen zwar die Tauben recht gern; allein man giebt ihn denselben nur äußerst selten, und zwar vorzüglich nur im Frühjahre, wenn man will, daß sich die Tauben frühzeitig treiben sollen; denn Hanf macht hitzig und geil.

10) Der türkische Waizen oder Mays.

Ehe die Tauben diese Frucht kennen, wollen sie nicht recht dran; wenn sie aber einmal damit

bekannt sind, so fressen sie sie außerordentlich gern. Ich muß hierbei eine kleine Bemerkung machen, die auch auf die Erbsen angewendet werden kann. Manche Tauben haben es im Gebrauche, daß sie sogleich, wenn sie ihr Futter verschluckt haben, es ihren Jungen eintrichtern und sie so damit füttern, ohne abzuwarten, bis die Körner in ihrem Kropfe gehörig gequollen sind. Ist dieses nun auch der Fall beim Genuß des türkischen Waizens und der Erbsen, und die jungen Tauben bekommen von den Alten die ungequollenen Körner in ihr Kröpfchen, so daß sie da erst quellen müssen, so geschieht es bisweilen, daß den Jungen ihre Kröpfchen platzen.

11) Die gekochten, kaltgewordenen und zerdrückten Kartoffeln.

Diese sind nach einer im Hannöverischen Magazin vom Jahre 1771 angeführten Bemerkung, ein ganz vortreffliches Taubenfutter für den Winter. —

Dieses wären nun jene Früchte, welche als Taubenfutter verwendet werden können, und die sich die Feldflüchter auch selbst von dem Felde holen.

Am

Am gewöhnlichsten aber macht man es in der Oekonomie folgender Gestalt: Man nimmt nemlich bei jedem Aufheben oder Aufsacken der gedroschenen Früchte das schlechteste und leichteste, welches man an manchen Orten auch Hinterfrucht nennt, thut dieses bei Seite, mischt nachher von allen Sorten unter einander, und giebt es so nach und nach den Tauben zu fressen.

§. 47.

Was nun das Füttern selbst betrifft, so richtet man sich hier sowohl nach den verschiedenen Arten der Tauben, als auch nach den verschiedenen Jahrszeiten. Die Haus- oder Hoftauben, die wir nach ihren mannichfaltigen Arten oben haben kennen gelernt, wollen das ganze Jahr hindurch, nemlich Winter und Sommer gefüttert seyn, die Feldtauben oder Feldflüchter hingegen nur im Winter, und im Sommer zu der Zeit, wo alle Früchte aufgegangen, und noch keine reif sind, so wie dann endlich auch an manchen Orten zur Saatzeit, im Frühling und Herbste, wo nemlich zu diesen Zeiten die Tauben auf obrigkeitlichen Befehl eingesperrt werden müssen. Dieses lezte ist aber in den wenigsten Provinzen der Fall, und er kann es auch um so weniger seyn, als eines Theils die Taubenzucht im Allgemeinen äußerst selten übertrieben ist,

und anderntheils die Tauben gewöhniglich nur das von dem Felde holen, was über der Erde, auf Steinen und harten Wegen liegt, welches ohne dieses doch nicht keimen und aufgehen würde; denn jeder praktische Oekonom wird aus eigener Erfahrung und Ueberzeugung gestehen müssen, daß im Allgemeinen eine ungeheure Menge von Saamen platterdings nicht untergeegt werden kann, mithin verloren gehen muß.

Obschon sich nun alle Arten von Tauben begnügen, wenn sie alle vierundzwanzig Stunden einmal gefüttert werden, so ist es doch immer besser, wenn man das Futter theilt, und es ihnen auf zweimal, nemlich Morgens und Abends giebt, welches zur Brutzeit, und wenn schon Junge vorhanden, ohnehin nothwendig ist. Das Füttern geschiehet nun theils in dem Taubenschlage selbst, oder auf einem freien saubern Platze auf dem Hofe, oder endlich auf einem vor einem Fenster angebrachten Brete. Das erste, welches bei Taubenschlägen thunlich ist, ist das beste; denn man gewöhnt hierdurch die Tauben am sichersten an ihre Wohnung. Das zweite muß man bei den Taubenhöhlen oder Böden, so wie auch bei den auf ähnliche Art zusammengesezten Taubenhäusern oder Kobeln anwenden, sich es aber auch gefallen lassen, daß sich die

Hüh-

Hühner und Sperlinge mit unter die Tauben mischen, und ihnen ihr Futter wegfressen. Das dritte aber, nemlich das Füttern auf einem Brete, kann nur da Platz greifen, wenn man wenige Tauben hat. In jedem Falle aber, man mag füttern wo man will, ist es nöthig, daß man das Futter nicht auf einen Haufen werfe, sondern es hübsch umherstreue, damit sich die Tauben nicht so sehr drängen müssen, sondern sich gehörig ausbreiten können.

In Rücksicht der Menge des Futters, das man den Tauben vorgeben muß, richtet man sich sowohl nach ihrer Anzahl und Größe, als auch nach der Güte der Frucht und nach der Beschaffenheit der Witterung. Auf jedes Paar Feldflüchter rechnet man täglich eine Mannshand voll nahrhaftes Futter; auf große Hof- oder Haustauben hingegen etwas mehr, so wie man dann von der Gerste den vierten Theil, von Hafer aber die Hälfte mehr braucht als von Wicken, Erbsen oder türkischen Waizen. Ist die Witterung gelinde, so kann man noch etwas abbrechen, ist sie aber rauh und kalt, so muß man noch etwas zulegen. Haben die Tauben, die man füttert, bereits Junge, die schon so ziemlich angewachsen sind, so muß man auch diese noch mit in Anschlag bringen; denn da müssen die

Alten einen Theil ihrer genommenen Nahrung wieder hingeben.

Ueberhaupt muß man vorzüglich am Ende des Januars oder Anfang des Februars mit dem Füttern etwas behutsam seyn; denn füttert man sie da zu gut, so paaren sich die Tauben, fangen an sich zu treiben und Eier zu legen. Tritt nun nachher kalte Witterung ein, die Jungen kommen heraus, so erstarren und erfrieren sie, und so geht dann die erste Brut größtentheils verloren.

Um die Tauben nun ordentlich zum Füttern versammlen zu können, ist es nöthig, daß man sie an ein gewisses Zeichen, welches man ihnen zur Fütterungszeit giebt, gewöhnt. Das gewöhnlichste nun, wodurch man sie herbei lockt, ist bekanntlich das Pfeifen. Sind sie einmal hieran gewöhnt, so kommen sie gleich von allen Dächern, oder wo sie sich sonst aufhalten an dem bestimmten Fütterungsplatze zusammen, wo sich dann freilich gewöhnlich fremde Tauben mit einschleichen, und die Mahlzeit mit den Eingesessenen theilen.

§. 48.

Wenn die Tauben gehörig gefüttert werden, so werden sie auch nicht ermangeln sich zu paaren, und

zu ihrer Vermehrung anzuschicken. Da nun das willkührliche Paaren, wo sich nemlich ein Paar Tauben nach eigener Neigung mit einander verbindet, oft nicht so nach den Wünschen des Taubenliebhabers geschieht, indem sich mehrmalen schön gezeichnete Tauben mit schlechtern vereinigen, und so Junge von geringern Werth hervorbringen, so hat man das sogenannte gezwungene Paaren eingeführt. Man sperrt nemlich diejenigen Tauben, welche man gern zusammen gepaart hätte, in ein hinlänglich geräumiges Behältniß, das aus blosem hölzernen Gitterwerke zusammengesezt ist, und giebt ihnen hinlängliches gutes Futter, unter welches man auch etwas Hanfsaamen mischen kann. Der Tauber wird sich dann gleich in der ersten Viertelstunde regen, und die Täubin kurrend in dem Behältniß herumtreiben, die Täubin aber den Tauber ganz kalt aufnehmen, und die größte Abneigung gegen ihn zeigen, ihn jedoch nach und nach als ihren Gatten annehmen, und dieses durch ihr freundliches Betragen zu verstehen geben. Merkt man nun, daß die Paarung wirklich geschehen ist, so nimmt man sie aus ihrem Behältniß heraus, und thut sie wieder unter die übrigen Tauben, wo sie sich dann nach dem Fingerzeige der Natur vermehren werden. Wir wollen hier den Verfasser der Naturgeschichte der Tauben in dem fünften Theile

der

der ökonomisch-physikalischen Abhandlungen reden lassen. Dieser sagt auf der 93. Seite kaum genannter Abhandlungen so: „zuvörderst legt der Tauber durch seine Baßstimme und stolze Umgehungen die Bekräftigung seiner zu vermuthenden Mannheit ab. Gleich darauf folget ein gefälliges Schmeicheln; er begleitet seine Gattin auf allen Tritten; er legt sein herrschsüchtiges Wesen ab; er wird zärtlich, und blicket sie so schmachtend an, daß endlich die Täubin von gleichem Triebe, als er angeflammt ist, entzündet wird. Sie hält Stand, und nahet sich wohl zu ihm freiwillig. Sie putzen mit den Schnäbeln einander die Federn auf den Köpfen und um den Schnabel, oder wie der gemeine Mann sagt, welcher allen Liebkosungen einen verächtlichen Titel zu geben pflegt, sie lausen einander.

Auf dieses Zäcken folgen Küsse. Zwar von den Tauben sagt man Schnäbeln, welches aber in nichts anderm bestehet, als daß sie einander aus herzlicher Inbrunst mit etlichen Körnern aus dem Kropfe füttern, vielleicht sind solche ihr Mahlschatz, oder ein Pfand beiderseitigen Beistandes in der Ehe. Der Tauber macht den Anfang, und füttert zuerst die Täubin. Hierauf setzen sie ab; die Taubin erzeigt ihrem Gatten gleiche Liebkosung. Sie wiederholen diese Vorbereitung zu verschiedenen

malen

malen, und endlich erfolgt der völlige Genuß der Liebe. Allein wie es mir vorkömmt, müssen die Tauben fast eben so große Wollust in den Schnäbeln, als in dem Liebeswerke selbst empfinden. Denn es ist gewiß, daß sie sich nie besteigen, ohne sich geschnäbelt zu haben; sich aber oft schnäbeln, ohne einander beizuwohnen. Dieses oder die Begattung geschiehet sitzend, nach Art der meisten Vögel, gemeiniglich auf den Dächern. Sobald sie nemlich ihre Lust mit Schnäbeln gebüsset haben, lässet sich die Täubin ganz sanft nieder, und der Tauber säumet nicht lange, sie zu besteigen, und ihr die schuldige Pflicht bestens zu leisten. Nach Vollbringung dessen springet der Täuber sogleich wieder hernieder, und die Taube stehet auf. Beide gehen voller Stolz etwas aus einander; sie kommen aber gleich wieder zusammen. Der Tauber lässet sich gleichfalls nieder, und demüthiget sich, ob seines fernern Unvermögens wegen, oder aus zärtlicher Ehrfurcht für seine Gattin, weiß ich nicht. Doch deucht mir, es geschähe aus Geilheit, und er erwarte gleiche Gefälligkeit von ihr, als er derselben geleistet hat. Diese Huldigung, oder was es seyn soll, nehmen aber die wenigsten Täubinnen an. Einige zwar besteigen ihren Mann, doch nur zu ihrer eigenen Schande. Die meisten

aber,

aber, unfehlbar, weil sie erkennen, daß die Herrschaft über das männliche Geschlecht dem weiblichen gar nicht zukomme, begnügen sich, über denselben in einer so demüthigen Stellung wegzuhüpfen, und ihn dadurch für das mürrische und tyrannische Betragen desselben zu züchtigen. Hierauf verlassen sie gemeiniglich den Liebesplaz, fliegen anders wohin, verhalten sich einige Augenblicke stille, und putzen und bringen ihre Federn wieder in Ordnung, wenn sie keine Gelegenheit sich zu baden haben. Was ich am meisten bei den Tauben bewundern muß, ist die Mäßigung in den Liebeswerken. Sie wiederholen solches nicht sogleich noch einmal, wie andere Vögel thun, sondern sie begnügen sich auch, überhaupt solches etlichemal für jede Hecke gepflogen zu haben."

§. 49.

Nach vollendeter Begattung fängt der Tauber an, seine Gattin zur Erbauung eines Nestes anzutreiben, er jagt sie zu dem Ende so lange herum, bis sie das erste Ei in das neue Nest gelegt hat. Die Tauben suchen sich nemlich auf dem platten Boden einen Plaz aus, um ihr Nest dahin zu bauen, oder sie wählen sich eins von den bereits vorhandenen Nestern. Ihre Baumaterialien sind bir-

birkene und andere zarte Reiser, so wie auch Strohhalmen. Einige nehmen viel Reiser oder Stroh, andere hingegen wenig. Bei dem Bauen sezt sich die Täubin mehrentheils an den Ort, der für das Nest bestimmt ist, und der Tauber trägt ihr die Reiser oder das Stroh im Schnabel zu. Bleibt dieser zu lang aus, so giebt die Täubin durch ihr Betragen ihre Sehnsucht zu erkennen, oder holt sich selbsten etliche Reiser oder Strohhalmen. Sie legt überhaupt ihre herbeigeschleppten Baumaterialien sitzend um sich herum, und bereitet sich so ein etwas länglich rundes Nest. Recht gut ist es, wenn man, um den Tauben ihre Arbeit zu erleichtern, sowohl etwas Stroh als auch Besenreiß auf dem Taubenschlag herumstreuet. Wenn das Nest fertig ist, so geht das Legen an, und wenn die Täubin zwei Eier gelegt hat, so tritt die wahre Brutzeit ein. Hier wechseln nun Tauber und Täubin mit einander ab, und das zwar in ziemlich festgesezten Stunden. Wenn die Täubin ihre Zeit gesessen hat, so kömmt der Tauber vor das Nest; jene steigt ab, dieser nimmt ihre Stelle ein, und bebrütet die Eier bis zur Wiederkunft seiner Gattin mit der größten Emsigkeit, und geht nur dann erst vom Neste, wenn ihn die Täubin wieder ablößt. So sehr übrigens auch der Tauber seine Gattin unterstüzt, so ruhet doch die meiste

Last

Last des Brütens auf dieser; denn sie muß die ganze Nacht hindurch bis den andern Morgen, wo sie erst abgelößt wird, auf den Eiern sitzen bleiben. Die Zeit des Brütens selbst dauert vierzehn bis sechzehn Tage. Während dieser Zeit darf man weder die Tauben, wenn sie auf dem Netze sitzen, beunruhigen, noch in der Gegend der Taubenwohnung durch Schlagen, Stoßen und dergleichen, ein Gepolter verursachen; denn wenn man die brütende Taube beunruhiget, so fährt sie entweder voller Zorn aus dem Neste, und wirft bei dieser Gelegenheit bisweilen ein Ei heraus, oder sie bleibt sitzen, schlägt aber, wenn man sich ihr nähert, ganz wild mit den Flügeln, und zerbricht so manchmal ein Ei. Macht man aber in der Nähe der Taubenwohnung einen starken Lärm oder ein durchdringendes Gepolter, so kann es leicht geschehen, daß die noch in den Eiern steckende Junge betäubt oder wohl gar getödtet werden, welches leztere dann der Fall am leichtesten seyn kann, wenn man Eisen auf Eisen schlägt; denn dieses giebt einen sehr empfindlichen und durchdringenden Ton.

§. 50.

Geht die Brutzeit zu Ende, so treibt die Natur die jungen Tauben, ihre Wohnung, die ihnen nunmehro zu enge wird, und worin sie keine hin-

Nahrung mehr haben, zu verlassen, und ihre Hülle zu zerbrechen. Sie drücken daher mit dem Schnabel so stark gegen die Schaale, daß diese anfänglich kleine Risse bekömmt, nach acht bis zwölf Stunden aber der Quere noch in zwei etwas ungleiche Theile zerplazt. Wenn die Täubchen auf diese Art ihre Hülle verlassen haben, so sind sie noch blind, und am ganzen Leibe mit gelben Milchfedern versehen, übrigens aber wegen ihres aufgeschwollenen Schnabels und ihres starken Kropfes ziemlich ungestaltet. Da sie vollkommen gesättiget aus ihrem bisherigen Kerker schlüpften, so bekommen sie von den alten den ersten Tag noch keine Nahrung, sondern müssen bis den zweiten oder auch wohl gar den dritten Tag warten. Die erste Nahrung, die nun die jungen Tauben von den alten bekommen, ist eine Art von Brei, dessen Bestandtheile man noch nicht genau kennt. Einige halten sie für eine Zusammensetzung salziger und salpeterichter Erde, andere hingegen für eine halbverdauete in dem Kropfe der Alten zubereitete Speise. Nach und nach bekommen die Jungen, nach Maßgabe ihrer zunehmenden Kräfte, eine stärkere Nahrung, und zwar nach den ersten acht Tagen ihres Lebens ganz unverdauete Körner, und das, wenn sonst kein Mangel daran ist, in solcher Menge, daß ihr geräumiger Kropf ganz davon vollgestopft ist. So

wie die Alten wechselsweis brüteten, so bedecken sie nunmehro auch wechselsweis ihre Jungen, und füttern sie auch beide, indem sie denselben das vorher eingeschluckte Futter aus ihrem Schnabel gleichsam einblasen oder eintrichtern. Da dieses der Mensch bei ganz jungen Tauben, so wie es die Natur erheischt, nicht kann, obschon es bei einer halbwüchsigen ganz gut angeht, so ist es auch wohl ganz begreiflich, daß man, obschon junge Tauben in besonders eingerichteten Brutöfen ausbrüten, man doch solche durch ordentliche Wartung und Pflege fernerhin nicht erhalten könne. Mit dem neunten Tage werden die jungen Tauben sehend, und etliche Tage nachher brechen die großen Federkielen an den Flügeln und an dem Schwanze durch; diesen folgen die kleinen Federn, und in einem Alter von vierzehn Tagen sind die Tauben schon ziemlich mit denselben bedeckt, so daß man von den Milchfedern wenige mehr sieht. Hier ist nun die Zeit, wo sie von den Alten nicht mehr so fleißig bedeckt werden, als vorher. Sie fangen auch an, sich in ihren Kräften zu üben. Sie kriechen nemlich aus der Mitte des Nestes, und setzen sich an den Rand desselben, ja sie schlüpfen auch wohl gar ganz heraus, wenn nemlich ihr Nest unmittelbar auf dem Boden ist, verfolgen ihre Alten auf dem ganzen Taubenschlage, und winseln unter einem be-

stän-

ständigen Pipen um Nahrung. Wenn die jungen Tauben etwa drei Wochen alt sind, so sucht die Täubin ihren Gatten wieder sorgfältiger auf, und bereitet sich schon zur zweiten Hecke vor; beide versorgen jedoch ihre bereits vorhandenen Jungen noch so lange mit Nahrung, bis man sie ihnen entweder wegnimmt, oder bis sie allein fressen, und sich so selbst versorgen können. Sind sie erst einmal sechs Wochen alt, so kann man sie blos noch durch ihre pipende Stimme und ihren weichern Schnabel von den Alten unterscheiden. Mit ihrer Mannbarkeit, welche sie in dem fünften oder sechsten Monat ihres Lebens erlangen, erhalten sie ganz ihre männliche Stimme, und fangen an, sich unter einander zu paaren. Hat man demnach von der ersten Frühlingsbrut Junge fliegen lassen, so kann man im Herbste noch das Vergnügen genießen, die ersten Früchte ihrer Liebe in der Küche zu benutzen.

§. 51.

Die Tauben wechseln demnach von dem Frühlinge an mit Eierlegen, Brüten und der Wartung und Pflege der erbrüteten Jungen den ganzen Sommer hindurch ab, bis die Mausezeit heran nahet, welche größtentheils in der Mitte des Augustes eintritt, und vier Wochen dauert. Unter der Mau-

sezeit macht Legen und Brüten einen Stillstand. Nachher aber ist es oft der Fall, daß sich einige Paare noch einmal mit Legen und Brüten beschäftigen. Wenn man alles dieses so betrachtet, so sollte man glauben, die Tauben müßten sich in einigen Jahren ganz außerordentlich vermehren; allein wenn man die Sache an der Hand der Erfahrung beleuchtet, so wird man finden, daß dieses nicht so ganz der Fall ist; denn kein Vogel bringt so viele todte Bruten hervor, als die Taube, und selbst in den ersten sechs Wochen geht eine beträchtliche Anzahl verloren; indem vorzüglich im Frühlinge mehrere vor zu großer Kälte erstarren, mehrere den Sommer hindurch von großer Hitze, von Ungezieser und Krankheiten geplagt, zu Grunde gehen, und endlich mehrere auch wohl von den Alten, vorzüglich wenn ein Theil von ihnen verloren geht, verlassen werden. Wir wollen daher einen sich auf die Erfahrung gründenden Durchschnitt annehmen, und nur, aber auch getrost, behaupten: Die fruchtbarsten Haus- oder Hoftauben liefern uns in einem Jahre nicht mehr als sechs Paar Junge, die Feldflüchter hingegen höchstens nur drei Paar.

Obwohlen man nicht allen Unglücksfällen, welche den jungen Tauben begegnen können, vorbeugen

beugen kann, so lassen sich selbe doch wenigstens in etwas vermindern. Ist eine von den Alten umgekommen, und die Jungen sind blos noch mit ihren Milchfedern bedeckt, so kann man sie unter die übrigen Jungen, die von gleicher Größe sind, vertheilen. Sehr oft sizt in einem Neste nur eine einzige Junge, neben diese kann man daher die von ihren Eltern Verlassene setzen. Ihre neuen oder Stiefeltern werden sie ohne allen Anstand annehmen, sie warten und pflegen. Sind die verlassenen Jungen aber bereits mit Federn versehen oder halbwüchsig, so thut man am besten, man nimmt sie ganz aus dem Taubenschlage, und füttert sie selbst. Zu diesem Ende steckt man ihnen alle Tage dreimal, nemlich des Morgens, Mittags und Abends den Kropf mit wohl eingeweichten und aufgequollenen Erbsen voll, hält ihnen den Schnabel bisweilen in reines Wasser, und gewöhnt sie so zum Saufen.

§. 52.

Die Bestimmung der jungen Tauben, ob man sie nemlich schlachten, verkaufen oder zur Nachzucht widmen will, ist zwar willkührlich; gut und empfehlungswürdig ist es jedoch, wenn man hier nach Grundsätzen handelt, und seinen Taubenschlag nicht unverhältnißmäßig bevölkern läßt. Man

macht gewöhnlich schon im Frühlinge seinen Ueberschlag, wie viele man den Sommer über von den Jungen fliegen lassen will. Man berechnet nemlich, wie viele alte ausgediente Tauben man hat, an deren Stelle man Junge fliegen lassen will; man denkt zugleich nach, in wie weit man seinen Taubenflug vermehren oder vermindern will, und nimmt sodann hiernach seine Maßregeln. Uebrigens aber thut man wohl, wenn man über die bestimmte Zahl einige mehr fliegen läßt; denn es ist immer wahrscheinlich, daß bis zum künftigen Frühjahre noch alte und junge zu Grunde gehen werden.

Was nun die Jungen selbst betrifft, welche man zur Nachzucht wählen will, so hat man hierbei mancherlei zu beobachten. In einem Neste sitzt gewöhnlich ein Paar, nemlich ein junger Tauber und eine junge Täuben, wovon der Tauber meistens etwas größer als die Täubin ist. Wollte man nun von einem Nestpaar nur immer eine, und zwar entweder die größere oder kleinere fliegen lassen, so würde man auch entweder lauter Tauber oder lauter Täubinnen bekommen; und wollte man alle jungen Tauben, die man nach der Liebhabersprache schön nennen kann, gehen lassen, so würde man die Anzahl zu stark vermehren und so eine übermäßige Menge von Kostgängern bekommen, die einem

doch

doch wohl beschwerlich fallen dürften. Genug, man sehe hier vorzüglich auf das, was einem nach richtigen Erfahrungssätzen am vortheilhaftesten ist. Hier treten nun aber freilich mancherlei Umstände ein, die ihren Grund in den verschiedenen Local- und ökonomischen Verhältnissen haben können, und worüber sich im Allgemeinen eben nicht viel sagen läßt.

Eine Hauptfrage ist übrigens noch: Wann, nemlich zu welcher Jahrszeit soll man Junge fliegen lassen? Hier kömmt es darauf an, ob es Feld- oder Haustauben sind, mit deren Pflege man sich abgiebt. Sind es Feldtauben, so wähle man eine solche Zeit, wo die Jungen, wenn sie ausfliegen, gleich auf etliche Wochen volle Nahrung im Felde finden, weil sie im entgegengesezten Falle sonst traurig herum flattern, mühsam ihre Nahrung suchen müssen, und dann sehr leicht auf andere Schläge gehen, und gefangen werden. Sind es aber Haus- oder Hoftauben, die man ohnehin das ganze Jahr hindurch füttern muß, so hat man blos darauf zu sehen, daß man nicht zu spät im Herbste Junge fliegen lasse; denn diese würden zu viel bei dem Mausen, welches erst in der Winterkälte einträte, leiden, vielleicht erkranken, oder gar krepieren.

 §. 53.

§. 53.

Was nun endlich noch das Alter der Tauben betrifft, so läßt sich hierüber nichts gewisses und genaues bestimmen; denn man hat weder ganz untrügliche Merkmale, woran man die bereits zurückgelegten Lebensjahre der Tauben bemerken könnte, noch läßt man sie gewiß äußerst selten so lange leben, als ihnen vielleicht die gute Natur verstatten würde. So viel ist gewiß: bei zunehmenden Lebensjahren der Tauben stellt sich bei ihnen Kraftlosigkeit und Unfähigkeit zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes, und Kränklichkeit ein, und diese hat denn nach einem allgemeinen Gesetze, welches die Natur bei allen lebenden und empfindenden Wesen beobachtet, den Tod zur Folge. Recht sehr gut würde es seyn, wenn man genaue Merkmale hätte, woran man das Alter der Tauben erkennen könnte; dieses würde einem bei der Musterung, die man doch jährlich vornehmen muß, ganz vortreffliche Dienste leisten. Da aber hier die Natur nicht selbst gesorgt hat, so schlägt Buchoz in seinem bereits oben angeführten Werke an der 263ten Seite folgende künstliche Merkmale, welche man den Tauben geben kann, vor. Er sagt nemlich: „Wenn man anfängt ein Taubenhaus zum erstenmal zu bevölkern, so schneidet man jede Taube, die man hineinthut, mit einer Scheere blos in das

Ende

Ende einer Klaue, und merkt sich die Zeit, zu welcher dieses geschehen ist. Im folgenden Jahre müssen zwei Männer um eben die Zeit, wenn die Tauben allesamt wieder in den Schlag gekommen sind, nachdem alles verschlossen worden, und man darin nicht mehr sehen kann, ohne Geräusch mit einer Blendlaterne hinzugehen, die nicht mehr Licht gewährt, als man braucht, um ein Nest zu visitiren. Der eine von diesen Männern hält die Laterne zum Leuchten, und der andere ergreift durchgehends alle Tauben in ihren Nestern, ohne eine einzige zu vergessen, und schneidet eine jede zum andernmal in das Ende einer Klaue, an dem andern Fuß, und so nach und nach alle Jahre, bis man sie auf solche Weise viermal gezeichnet hat. Man darf auf keine Weise befürchten, daß ein solcher Besuch die Tauben erschrecken werde. — Wenn das vierte Jahr verlaufen ist, so kommt man auf eben die schon beschriebene Art in das Taubenhaus, ausgenommen, daß man ein Paar Käfige mitbringt, welche groß genug sind, daß alle Tauben, die sich im Schlage befinden, hineingehen können. In den einen thut man alle diejenigen, welche viermal gezeichnet sind, und schickt sie entweder zum Verkauf auf den Markt, oder gradeswegs zum Hausgebrauch in die Küche; und in den andern diejenigen, denen man an den Zeichen ansieht, daß sie noch

nicht vier Jahre alt sind. Diese leztern läßt man sodann wieder in das Taubenhaus fliegen, weil sie noch zur Zucht taugen. Auf den ersten Anblick scheint diese Verrichtung etwas mühsam zu seyn: aber wenn man sie im ersten Jahr einmal praktizirt haben wird, so thut man es mit Vergnügen, und dieses immer mehr und mehr, zumal wenn man mit der Zeit innen wird, was für großen Nutzen hiervon der ganze Taubenschlag habe." Ich habe dieses Verfahren noch nicht versucht, und ich glaube auch, es sey ziemlich schwer und mühsam anzuwenden, so daß es wohl eben nicht viele Verehrer finden dürfte.

§. 54.

Bei der Musterung selbst sieht man übrigens nicht nur auf das Alter der Tauben, sondern auch auf ihre übrigen Eigenschaften, die einem anrathen können, Tauben abzuschaffen. Man kennt nemlich schon vom Sommer her die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, den Fleiß und die Nachläßigkeit seiner Tauben im Ausbrüten, Füttern, Aufziehen der Jungen und Futterherbeiholen. Nach diesen Umständen nun merzt man auch diejenigen im Herbste aus, die nicht jene Vollkommenheiten und Eigenschaften haben, die einen bestimmen könnten, sie zu behalten. Unfruchtbare Tauben, sie mögen

es

es aus Alter, oder andern Ursachen seyn, muß man als ehrlicher Mann nicht an andere verkaufen; sondern sie lieber abschlachten, rupfen, in Essig peizen und dann kochen lassen; denn im entgegengesezten Falle betrügt man andere, die doch Vertrauen auf unsere Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit sezten. Faule, nachläßige Tauben im Futterholen kann man schon verkaufen; denn es ist immer möglich, daß sie es an einem andern Orte nicht sind; eine bessere Aussicht aufs Feld kann sie vielleicht eher zum Fleiß einladen. Daß man übrigens beständig auf Rekrutirung bedacht seyn müsse, haben wir theils oben bereits gehabt, und theils verstehet es sich auch wohl von selbst.

Da einem nur sehr oft Tauben weggefangen werden, welches einem natürlich sehr verdrüßlich seyn muß, so kann man einem solchen Taubenfänger gleich wieder einen Possen spielen. Man fängt nemlich, wenn es seyn kann, eine oder die andere von seinen Tauben, bindet ihr ein rothes Bändchen mit einem Schellchen an ein Bein, und läßt sie sodann fliegen, der Erfolg wird gewiß dem Eigenthümer sehr empfindlich seyn. Man darf aber ja von dieser Operation nichts merken lassen, weil einem sonst sehr leicht ein ähnlicher Spaß passiren könnte.

Ueber

Ueber die Taubenzucht können, nebst den bereits in der Einleitung angeführten Schriften, noch folgende nachgelesen werden:

1) Nützliches und vollständiges Taubenbuch, oder genauer Unterricht von der Tauben Natur, Eigenschaften, Verpflegung, Nahrungsmitteln, Krankheiten, Nutzen, Schaden u. s. w. Mit einer Kupfertafel. Ulm 1790.

2) Oekonomisch-physikalische Abhandlungen. Fünfter Theil. Leipzig 1753.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Die Cultur der ökonomischen Wasservögel.

Nachdem wir bisher von der Wartung und Pflege des ökonomischen Landgeflügels, oder der ökonomischen Landvögel gehandelt haben, so gehen wir nunmehro zur Cultur jener Klasse der ökonomischen Vögel über, welche wir ökonomische Wasservögel oder ökonomisches Geflügel nennen.

Erstes Kapitel.

Die Cultur der Gänse.

§. 55.

Die Gans, deren Gestalt zu bekannt ist, als daß man sich auf eine weitläufige Beschreibung einlassen sollte, unterscheidet sich, so wie die Ente, vorzüglich von dem übrigen ökonomischen Geflügel, daß sie theils auf dem trockenen Lande, theils im

Was-

Wasser lebt und bisweilen, vorzüglich wenn sie Junge hat, oder brütet, wie eine Schlange zischt. Sie ist so, wie alles übrige zahme Federvieh, in ihrer Farbe verschieden; denn man hat ganz weiße, weiße mit Grau vermischt, ganz graue, so wie auch ganz braune und braungefleckte. Die Gänse haben sich vorzüglich wegen ihren Federn zu einem nothwendigen Uebel gemacht. Durch Verkauf vielen Profit ziehen zu wollen, dürfte wohl blos unter die frommen Wünsche gezählt zu werden verdienen, so wie dieses gewiß jeder praktische Oekonom, der mit Nachdenken und auch nach Grundsätzen handelt, bewahrheiten wird. Bei der Wahl der Gänse, die man sich zur Zucht ankaufen will, richtet man sich nach ihrem Alter, nach ihrer Grßöe, und nach der örtlichen Lage, woher man sie nemlich kauft. Alte Gänse muß man nie kaufen; denn diese sind nicht fähig, die Dienste, welche man von ihnen verlangt, noch lange zu verrichten; indem dieses Thiergeschlecht in den ersten vier Jahren seines Lebens zur Fortpflanzung seines Gleichen am tüchtigsten ist.

Am besten ist es, wenn man sich zweijährige Gänse anschaft; denn diese legen, wie es die Erfahrung lehrt, weit besser als diejenigen, welche nur erst ein Jahr alt sind. Das Alter der

Gänse erkennt man theils an den Füßen und Schnabel, theils an dem Hänge- oder Legebauche. Wenn die Gänse gelbe Füße und Schnabel und einen blos runden, oder doch nur ein wenig herunterhängenden Legebauch haben, so sind sie noch jung; haben sie aber rothe Füße, einen rothen Schnabel und einen stark herabhängenden spitzigen Bauch, so sind sie schon alt; so wie denn auch eine junge Gans spitzigere Nägel und eine weichere Gurgel, als eine alte hat. — Bei der Wahl der Gänse, in Hinsicht ihrer Größe, wird man wohl immer die größesten aussuchen; denn bei diesen gewinnt man mehr an Federn und mehr am Fleische. Es giebt wirklich zweierlei Arten von zahmen Gänsen, nemlich eine größere und eine kleinere, wovon die leztere sich den Wilden in Rücksicht ihres schlanken Wuchses stark nähert.

Einige Oekonomen sagen, diejenigen Gänse, welche sich größtentheils auf dem Wasser aufhalten, seyen größer und stärker, als diejenigen, welche mehr auf dem trockenen Lande herumgehen; allein, ich habe mich hiervon aus Erfahrung noch nicht überzeugen können, im Gegentheile habe ich gefunden, daß in hiesiger Gegend die sogenannten Wassergänse, die in den an der Gera und der Unstrut lie-

liegenden Dorfschaften gezogen werden, nicht so groß waren, als jene, welche uns die von dergleichen Flüssen mehr entfernten Dörfer liefern. Was die Grundsätze betrifft, welche man bei der Wahl der Gänse in Hinsicht auf örtliche Lage zu beobachten hat, so beruhen diese blos darauf, daß man, wenn man etwa am Wasser wohnt, auch solche Gänse wähle, die bisher einen ziemlichen Theil ihres Lebens auf dem Wasser zubrachten.

§. 56.

Damit man sich bei der Wahl der Gänse nicht etwa in dem Geschlechte verirre, so hat man sich mit folgenden Merkmalen bekannt zu machen. Der Gansert oder Gänserich unterscheidet sich von einer Gans durch seine höheren Beine, seinen längern und etwas dickern Hals, und durch sein Geschrei, welches er macht, wenn man ihn beim Kopfe ergreift, und gefangen hält, da man hingegen eine Gans nicht nur an ihrem kürzern und dünnern Halse, an ihrem groben Dattern, vorzüglich im Monat Jänner, als zu welcher Zeit der Legebauch zu wachsen anfänget, und dann an einer kleinen Vertiefung in der Gegend der Schaambeine erkennt. Da man übrigens im Jänner, welches eigentlich die beste Zeit zum Ankaufen wäre, keine zum

Kaufe

Kaufe bekommen wird, indem ein jeder, der sich mit der Gänsezucht abgiebt, diejenigen dieser Thiere, die er entbehren kann, gewiß schon vor Martini, oder doch vor Weihnachten verkauft haben wird, so wie dieses eine alltägliche Erfahrung lehrt, so wird man sich wohl genöthigt sehen, die zur Zucht bestimmten Gänse zu einer andern schicklichen Zeit, wo man eben einen guten Kauf thun kann, anzuschaffen.

Ehe man aber Gänse anschafft, muß man erst auf einen Stall für sie bedacht seyn. Diesen Stall nun legt man auf dem Hofe, wo er am wenigsten hinderlich ist, an; nur muß man darauf sehen, daß er hinlänglich trocken und vor Wind und Wetter wohl verwahrt sey; denn so gern die Gänse auch auf dem Wasser schwimmen, so wollen sie doch in ihrem Stalle trocken und warm sitzen. Da übrigens die Gänse als Wasservögel nach der Einrichtung ihrer Füße nicht auf Stangen sitzen können, so hat man auch nicht nöthig, in ihrem Stalle dergleichen Sitzstangen, wie in den Hühnerställen, anzubringen; nöthig hingegen ist es aber, daß man ihnen öfters frisches Stroh unterstreue, und das vorzüglich dann, wann eben die Legezeit ist, weil sie ihre großen, weißen Eier gern tief legen, damit sie selbe mit ihren Füßen nicht zerbrechen.

§. 57.

Ein Ganser kann sechs bis acht Gänsen immer mit gehöriger Wirksamkeit vorstehen. Wenn die Gänse gut gefüttert werden, so tritt die Legezeit schon nach Lichtmeß ein; und da legt dann eine Gans zehn bis zwanzig Eier. Man merkt's mehrentheils so ziemlich, wenn eine mit Legen anfangen will; man sieht sie nemlich Stroh in ihrem Schnabel herumtragen. Ist das nun der Fall, so kann man ihr in ihrem Stalle ein Nest von Stroh und Nesselwurzeln zubereiten; denn den Geruch der Nesseln liebt sie vorzüglich. Die gelegten Eier nimmt man jedesmal weg, bis aufs Nestei, und legt dann diejenigen, welche man zum Ausbrüten bestimmt, an einen Ort, der weder zu warm, noch zu kalt ist. Bleibt die Gans zulezt auf dem Nesteie über Nacht sitzen, so hat sie ausgelegt, und fängt nun an zu brüten. Das Zeichen einer guten Brutgans ist aber, wenn sie beim Eierlegen viele Federn im Neste liegen läßt.

Eine Gans ist zwar im Stande achtzehn Eier zu bedecken; man thut aber wohl, wenn man ihr nicht mehr als dreizehn, bis höchstens funfzehn unterlegt; denn diese kann sie recht vollkommen bedecken und ausbrüten. Die Brutzeit selbst dauert vier Wochen. Unter dieser Zeit muß man

der

brütenden Gans hinlängliches Futter an Hafer oder Gerste geben. Man weicht das Getreide ein und sezt es derselben in einem Gefäße so nah vor ihr Nest, daß sie die Eier wenig verlassen darf. Sollte sie etwa vom Neste gehen, um sich vielleicht zu baden oder sonst etwas zu verrichten, so kann man ihr die Eier umkehren, wenn sie es vielleicht nicht selbst gethan hat. Gewöhnlich aber verrichten dieses alle brütende Thiere nach ihrem natürlichen Instinkte selbst. Sobald die jungen Gänschen ausgekrochen sind, so darf man sie nicht eher aus dem Neste nehmen, bis sie recht trocken, oder, wie man sagt, nestreif sind, und sollten einige eher als die andern herauskommen, so nimmt man diese, wenn sie abgetrocknet sind, weg und legt sie in Wolle an einen warmen Ort und zwar so lang, bis die andern auch ausgebrütet sind, und giebt sie sodann der Mutter wieder. Sind die Jungen alle ausgeschlüpft und trocken, so sperrt man sie mit der Mutter acht bis zehn Tage an einem engen und warmen Orte ein. Die Bauersleute thun dieses in ihrer Stube; reichere Gutsbesitzer aber, wenn es sonst der Raum erlaubt, in ihrer Gesindestube. In den ersten vierundzwanzig Stunden giebt man den jungen Gänsen nichts zu fressen; denn da sind sie noch von dem Gelben des Eies gesättiget. Nachher aber giebt man

 ihnen

ihnen zwei oder besser drei Tage lang hart gesottene, geschälte und kleingehackte Eier mit ein wenig Waizenkleien und Brodkrumen vermengt, legt ihnen ein Stückchen ausgestochenen Rasen hin und sezt ein flaches Gefäß mit Wasser dabei. Sind diese drei Tage verflossen, so füttert man sie mit kleingehackten und mit Waizenkleien vermengten grünen Brennesseln, wenn nemlich dergleichen zu bekommen sind, auch mit dem auf warmen Quellen wachsenden Grase, welches um diese Jahrszeit gewöhnlich schon vorhanden, nebst etwas Gersten- oder Haferkörnern, oder Schrot, mit Wasser angefeuchtet, oder mit Gerstenmehle in Milch. Sind einmal acht bis zehn Tage vorbei, so läßt man sie mit ihrer Mutter bei schönem Wetter auf den Rasen, wo sie dann schon anfangen Gras zu fressen. Haben sie vierzehn Tage erlebt, so kann man sie die Alte schon zu Wasser führen lassen.

§. 58.

Wenn die jungen Gänschen anfangen zu kielen, so ist dieses eine gefährliche Zeit für sie, und da hat man nöthig ihnen Morgens und Abends gutes mit Schrot angemengtes, gestampftes grünes Futter zu geben. Thut man dieses nicht, so hängen ihnen ihre kleine Flügelchen herunter und vermatten, indem die vielen großen Kiele Saft und

Kraft

Kraft wegnehmen. Den Sommer hindurch treibt man sie auf die Hutung, nemlich auf Rasenplätze und auf die Brachäcker, giebt ihnen aber die Zeit über, bis die Erndte anfängt, täglich, und besonders des Abends etwas Hafer. Billig sollte man sie aber des Morgens nie austreiben, als bis die Sonne den Thau weggenommen hat. Wenn die Erndte eingetreten ist, so finden sie in den Stoppeln so viele Nahrung, daß sie zu Haus gar nicht mehr gefüttert zu werden brauchen; ja sie setzen selbst bei der Stoppelweide so an, daß sie sich nachher sehr leicht mästen lassen. Kömmt aber der Winter und macht die Nahrung auf dem Felde sparsam, so muß man sie dann wieder zu Hause füttern. Man schneidet ihnen Kohlstrünke, weiße und gelbe Rüben vor, giebt ihnen gebrühtes Afterkorn, bisweilen etwas Hafer, und setzt ihnen im Froste Wasser vor, welches aus einer Mischung von warmen und kalten bestehen muß, damit es nicht sogleich einfriert. Liegt aber Schnee, so braucht man dieses nicht; denn da löschen sie ihren Durst an diesem. Manche Gänse pflegen, wenn sie einmal ausgebrütet und ihre Jungen so ziemlich erzogen haben, noch einmal zu legen und dann abermals zu brüten. Dieses ist eine sehr gute Eigenschaft, die man auch ja, wenn es sonst nicht zu spät ins Jahr kömmt, benutzen muß.

Wie übrigens die Gänse gemästet, geschlachtet und ihre Federn gewonnen und verwendet werden, davon handeln wir noch weiter unten, wenn wir in einem besondern Kapitel von der Benutzung des sämmtlichen Federviehes reden.

Das zweite Kapitel.

Die Cultur der Enten.

§. 59.

So ausgebreitet das Geschlecht der Enten auch im Allgemeinen ist, indem es sich in wilde und zahme eintheilt, wovon die ersten wieder außerordentlich mannichfaltig sind, so handeln wir hier blos von den zahmen; denn jene sind eigentlich Gegenstand der Jagd oder des Vogelfangs. Wir theilen die zahmen Enten hauptsächlich in zwei Arten, nemlich

1) in die gemeinen Enten, und

2) in die türkischen, indianischen oder Bisamenten.

1) Die gemeinen Enten.

Unter den Enten überhaupt wird das Weibchen Ente oder Aente schlechtweg, das Männchen hingegen Anter, Aentrich, Entvogel und Enpel genennt. Man hat beide Geschlechter von mannichfaltiger Farbe, nemlich von weißer, grauer, brauner und vermischter. Die von weißer Farbe sind zwar die weichlichsten, aber auch, wie bei allen übrigen Thieren, in Rücksicht ihres Fleisches die zärtesten und delikatesten. Den Entrich erkennt man leicht an den über dem Schwanze befindlichen aufgekrümmten Federn, und wenn er nicht etwa weis von Farbe ist, an dem schönen blau- und grünspielenden Kopfe, so wie auch an seiner schwachen heisern Stimme; da hingegen die Ente eine weit stärkere durchdringende schnatternde und schreiende Stimme hat. Uebrigens haben beide Geschlechter kurze, stark hintenaus gebogene Beine, und eben diese bewirken, daß sie Leichtigkeit im Schwimmen und Schwierigkeit im Gehen haben; denn sie gehen bekanntlich langsam, schwerfällig und wackelnd.

2) Die türkischen, indianischen oder Bisamenten.

Diese, welche aus Indien herstammen, und nunmehro auch ziemlich stark in Deutschland gehalten

ten werden, sind wenigstens um ein Drittheil größer, als unsere bekannten gemeinen Enten, und um den Kopf mit Fleisch oder vielen blutrothen Wärzchen, fast wie die Truthühner besezt. Gewöhnlich sind sie schwarz, blau- und weisbunt, doch so, daß das Schwarze immer den größten Theil einnimmt; übrigens giebt es aber auch Verschiedenheiten, wie bei allen zahmen Thieren. — Das Männchen dieses Entengeschlechts duftet, und zwar unter den Flügeln einen Bisamgeruch aus. Wenn sich ein solcher Entrich, mit einer gemeinen Ente paart, welches sehr oft geschiehet, wie ich dieses selbst mehrmalen bemerkt habe, so erhält man eine Bastardart, deren Fleisch zärter und wohlschmeckender, als jenes der eigentlichen türkischen Enten ist. Offenherzig muß ich gestehen: Ich bin den türkischen Enten in ökonomischer Hinsicht nicht recht gut; denn sie gehen zu wenig ihrer Nahrung im Wasser selbst nach, sondern liegen einem beständig vor der Thür und schnattern und schreien nach Futter, legen wenig Eier und brüten fünf Wochen.

§. 60.

Wenn man Wasser, Bäche, Flüsse, Sümpfe u. d. gl. in der Nachbarschaft hat, so kann man mit ziemlichen Nutzen Enten halten; denn da gehen

sie ihrer Nahrung größtentheils den ganzen Tag nach; indem sie kleine Fische, Frösche, Froschleich, Schlamm, Meerlinsen und andere Sachen, die sie im Wasser finden, mit dem größten Appetite verzehren. Genug, sie leben beinah wie die Schweine. Den Fischteichen sind sie aber sehr nachtheilig, eben weil kleine Fische eine wahre Delikatesse für sie sind. Früh im Märze schon beginnt die Legezeit und da legt dann eine Ente, dreißig bis sechsunddreißig Eier. Da nun die frischesten Eier immer die besten zum Ausbrüten sind, so thut man wohl, wenn man sie, wie sie gelegt worden numerirt, und dann diejenigen, die zuerst gelegt worden, zum Verspeisen, die lezteren aber zum Ausbrüten bestimmt. Auf zehn Enten kann man einen Entrich halten. Zur Zucht braucht man beide Geschlechter, aber gern nur drei Jahr. Die Entriche sind zuweilen so geil, daß sie die Enten ganz entkräften; die Enten aber haben die Untugend an sich, daß sie ihre Eier gern vertragen, an die Ufer des Wassers, auf die Erde in Zäune, und ins Gesträuche legen. Rathsam ist es daher, daß man sie des Morgens, ehe man sie aus ihrem Stalle läßt, erst befühlt oder ausgreift, und dann diejenigen, welche reife Eier bei sich haben, einstallt, und so zwingt, ihre Eier zu Haus zu lassen und in ihr für sie bestimmtes Nest zu legen.

Das

Das Brüten selbst dauert acht und zwanzig Tage. Man kann es entweder von den Enten selbst, oder auch von Trut- oder andern Hofhühnern verrichten lassen. Da aber die Eier größer als Hühnereier sind, so kann man einer Henne nicht so viel unterlegen, als von jenen ihres eigenen Geschlechts. Am besten thut man, wenn man einer gemeinen oder Hofhenne grad so viel Eier unterlegt, als einer Ente, nemlich dreizehn bis funfzehn, einer Truthenne aber ein und zwanzig. Ueberhaupt dürfte es wohl vortheilhafter seyn, einer Hof- oder Truthenne das Ausbrütungsgeschäfte zu überlassen, als einer Ente; denn diese führt ihre Jungen zu bald ins Wasser, und da gehen dann bei kaltem Wetter viele zu Grunde; da hingegen die jungen Thierchen einer sie führenden Henne eine ziemliche Zeit auf dem trocknen Lande nachfolgen, und etwas stark werden, ehe sie es wagen, sich von ihr zu trennen und allein im Wasser zu leben. Ich habe auch einmal bemerkt, daß eine Wasserratte eine noch sehr kleine Ente beim Kopfe nahm, und mit fortschleppte, wie dieses wirklich auch die großen Hechte thun. Hof- und Truthühner machen freilich gar ängstliche und possierliche Geberden, wenn die von ihnen geführten Entchen zum erstenmal auf einem Teiche oder Flusse schwimmen, und sie nicht nachkommen können, allein das thut weiter nichts.

§. 61.

§. 61.

Den jungen Entchen giebt man in den drei ersten Tagen ihres Lebens etwas gehackte Hühner- oder Gänseeier mit Brodkrumen vermengt und mit etwas Wasser angefeuchtet; die folgenden drei Tage aber blos etwas angefeuchtetes Schrot. Nachher kann man jung und alt auf einen Graben oder Teich, worauf man Meerlinsen geschüttet hat, jagen, und den Jungen nur Morgens und Abends etwas Träbern, oder auch angefeuchtete Kleien geben, bis sie vier oder sechs Wochen alt sind, alsdann sorgen sie schon selbst für ihren Unterhalt; denn da leben sie theils von dem Korn, welches im Hofe zerstreut liegt, theils von dem Abfall in der Küche, und theils von dem was ihnen das Wasser zuführt. Ueberhaupt sind sie den Sommer hindurch leicht zu erhalten; denn den Tag über läßt man sie laufen, und giebt ihnen nur des Abends, um sie desto leichter nach Hause zu locken, etwas zu fressen. Im Winter, vorzüglich wenn Bäche und Pfützen zugefroren sind, muß man sie recht satt füttern; denn sie sind sehr gefräßig, daher sie sich denn auch leicht mästen lassen. Ihr Futter besteht im Winter in Kaff, in Träbern, in Gerste, in Wurzelgewächsen und dergleichen. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß man die Körner, welche man ihnen zu fressen giebt, in ein niedriges mit

Was-

Wasser angefülltes Gefäß thue, und sie ihnen so vorsetze; denn thut man dieses nicht, so stellen sich die Hühner unter ihnen ein, und helfen ihnen ihr Futter verzehren. Uebrigens ist der Entenstall grad wie der Gänsestall, und beide sind auch größtentheils neben einander.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Die Benutzung des Federviehes und seiner Producte, seine Feinde, die Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten.

Das erste Kapitel.

Die Benutzung des Federviehes und seiner Producte.

§. 62.

Wenn man sich mit der Cultur des ökonomischen Flügelwerks abgegeben hat, so wird man auch darauf bedacht seyn, dasselbe so viel nur immer möglich ist, zu benutzen.

Diejenigen Producte nun, die uns eben dieses Flügelwerk liefert, sind:

a) Eier,

a) Eiern,
b) Federn,
c) Fleisch,
d) die Exkremente.

Wir betrachten demnach hier:

a) Die Eier, ihre Benutzung und Aufbewahrung.

Die Eier werden bekanntlich durch die Kochkunst auf mannichfaltige Art zur Speise für Menschen zubereitet, wie dieses beinah in allen Büchern, welche von der Kochkunst handeln, weitläufig und in seinem ganzen Umfange gelehret wird. Man bedient sich übrigens aber auch derselben mit zur ersten Nahrung verschiedener Thiere. Man giebt nemlich das hartgesottene Gelbei den Kanarienvögeln, den Finken, Rothkehlchen, den jungen Truten, den Küchelchen der Hofhühner, wie auch den jungen Gänsen und Enten, so wie wir dieses bereits weiter oben an den gehörigen Orten gelehrt haben. Uebrigens ist der Eidotter bei Eierspeisen eigentlich auch die Hauptsache; er befördert beim Backen das Aufgehen und die schöne Farbe des Teiges, und vereinigt öhlichte und fette Sachen, die man mit Wasser vermischen will. — Um die jungen Kälber fett zu machen, ist nichts bessers, als

als wenn man ihnen bei ihrem Milchfutter, worin Brodkrumen von weißem Brode gekocht worden, täglich ein Paar rohe oder ungesottene von den Schaalen befreite Hühnereier in den Hals steckt, oder Kugeln von Gerstenmehl und Eiern zu verschlucken giebt. Das Weiße hat außer dem Küchennutzen noch diesen, daß es geschmeidig machend und erweichend ist, daher die Heiserkeit benimmt, und eine gute Stimme bewirkt. Ferner dient es zu einem guten glänzenden Firniß, den man vorzüglich auf Gemälden brauchen kann; dem Buchbinder zur Polirung der Bücherrücken, zur Gründung beim Vergolden, in den Salz- und Zuckersiedereien zur Klärung des Salzes und Zuckers.

Wenn man die weißen Eierschalen recht klar reibt, mit ungelöschtem Kalche und Wasser rein siedet, durchseihet, zu einem Teig macht, und trocknet, so dient sie zu Fresko- und Pastellfarben. Man soll sie auch zu den nachgemachten meerschäumern Pfeifenköpfen, und zur Verfertigung verschiedener Arten von falschen Porcellan, zu dem feinen Sande in die Sanduhren, zum Ausscheuern der zinnernen Küchengeschirre brauchen. Daß vorzüglich die Nonnen die ganzen von dem Inwendigen befreieten Eierschaalen mit allerhand Zierrathen ausschmük-

schmücken und die verschiedenen Ostereier machen, ist ganz bekannt.

§. 63.

Da nun die Eier eigentlich das vorzüglichste sind, welches den Oekonomen bewegt, Hühner zu halten, so muß ihm auch daran gelegen seyn, es so einzurichten, daß er auch den Winter hindurch, wo dieselben bekanntlich mehrentheils theuer sind, dergleichen habe. Wie man die Hühner behandeln müsse, damit sie auch im Winter zum Theil ihr Futter bezahlen, und Eier liefern, haben wir bereits oben bemerkt, wie aber die Eier, ohne faul zu werden, lange Zeit aufbewahrt werden können, wollen wir nunmehro betrachten. Hier ist aber zuerst noch die Frage:

Woran erkennt man dann, ob die Eier frisch oder alt sind?

Dies bemerkt man an der größern oder geringern Schwere; denn sobald ein Ei gelegt ist, pflegt es durch die feinen Luftlöcher der Schaale täglich auszudünsten, wodurch es in zehn oder eilf Monaten fast um ein Drittel leichter wird. Man kann demnach das Alter derselben so ziemlich durch eine empfindliche Waage erkennen; übrigens darf man sie auch nur an ein Licht halten, und acht geben,

ob sie einige Feuchtigkeit von sich geben, oder ob sie noch recht durchsichtig sind; denn beides ist ein Zeichen, daß sie noch frisch sind.

Nun zur Entscheidung der Frage:

Wie können Eier den Winter durch gut erhalten werden?

Da man weiß, daß die Wärme, nebst der durch die zarten Haarröhrchen oder Oeffnungen der Schaale dringenden Luft in den Eiern eine Gährung bewirken, und sie so in Fäulniß bringen können, so ist wohl das natürlichste Mittel, daß man, um die Eier lang vor dem Verderben aufzubewahren, der Wärme und dem Eindringen der Luft in das Ei entgegenwirke. Dieses ist nun auf verschiedene Art möglich. Ich glaube aber, folgendes sey die beste. Erstlich sammle man die zum Winter aufzuhebende Eier im October; denn nach dieser Zeit sorgt die Natur schon selbst davor, daß nicht eine außerordentliche Wärme einen widrigen und nachtheiligen Einfluß auf die Eier haben kann. Zweitens lasse man sich eine viereckige Kiste, die wie eine Komode, oder wie ein Koffer mit zwei Handhaben versehen ist, machen; sodann schütte man in dieselbe eine Schichte Asche, worunter man auch etwas Salz mischen kann, hierauf lege man eine Schichte Eier so hinein, daß das Spitzende derselben

ben unter sich in der Asche stehet, und kein Ei das andere berührt, nun schütte man, aber ganz behutsam, daß man keine Eier zerbreche, wieder eine Schichte Asche darauf, so daß alle Zwischenräume zwischen den Eiern ausgefüllt, und die Eier selbst ganz bedeckt sind; hierauf stelle man abermals eine Schichte Eier eben so wie die vorigen, sodann wieder eine Schichte Asche, und fahre so wechselseitig mit Aufschichten der Eier und Asche fort, bis die Kiste ganz voll ist; oben darauf aber mache man wieder eine etwas dicke Schichte Asche, versehe die Kiste sodann mit einem Deckel, und stelle sie an einem mehr kühlen als warmen Ort. Da nun nach öftern Beobachtungen selbst das Umwenden der Eier zu ihrer Erhaltung sehr vieles beiträgt, so wird man auch sehr wohl thun, die auf vorbeschriebene Art aufgeschichteten Eier alle Morgen umzuwenden. Im vorliegenden Falle hat man nun nicht nöthig, jedes Ei einzeln herauszunehmen, und es umzudrehen, sondern man darf da nur, da die Eier fest zusammen gepackt liegen, nur die Kiste an ihren beiden Handhaben anfassen, und sie so mit den darin befindlichen Eiern auf einmal umwenden, und zugleich dabei versichert seyn, daß kein Ei zerbrechen wird.

Nimmt man etwa zu seinem Gebrauche Eier heraus, so muß man die dadurch entstehende leeren Stellen wieder mit Asche und Salz ausfüllen, weil sonst bei dem künftigen Umwenden der Kiste alles durch einander fallen, und die Eier zerbrechen würden.

Mit diesem Aufbewahrungsmittel kömmt auch dasjenige ziemlich überein, welches in Nr. 35. des diesjährigen Reichsanzeigers, so wie jenes, so in Nr. 66. desselben empfohlen wird. Hier heißt es Seite 386. so:

„Man läßt sich einige ganz einfache Tischgen machen, die man im Winter leicht von einem Orte zum andern tragen kann. Statt der Platte werden dünne Breterchen in lauter kleinen hohlen Quadraten, worin ein Ei stehen, und nicht durchfallen kann, angebracht, und zwar drei bis vier solcher hohlen Platten über einander, nachdem das Tischgen hoch ist. Jede Platte muß einen guten Schuh hoch über der andern seyn, damit die Eier nicht in einander dünsten. In diese Hohlungen werden die Eier so gestellt, daß das spitzige Ende unten zu stehen kömmt. Vorher muß der daran klebende Schmuz abgewaschen werden, aber behutsam, damit nicht das geringste Ritzchen in die Schaale

kömmt; sonst werden sie wegen der eindringenden Luft faul. Auch muß man diejenigen Eier, die man schon ohne allen Schmutz findet, genau besehen, ob ein Ritzchen in der Schaale ist. Wird man nichts gewahr, so kann man sie getrost in die Höhlung stellen, und es wird sich zeigen, daß sie sich den ganzen Winter hindurch halten. Ist der Winter kalt, so trägt man seine Eiertischgen an wärmere Orte — in warmen Tagen aber müssen sie in einer kühlen Kammer stehen. — Bei diesem Eiertischgen kann man genau wissen, welche Eier die ältesten sind, und so kann man sie nach den Reihen, wie sie aufgestellt werden, verbrauchen. Eine zehnjährige Erfahrung hat bewiesen, daß dieses Mittel die obige Frage am besten beantwortet.

Im 66sten Stücke, welches kaum angeführt worden, steht Seite 760. folgendes: „Seit zwei Jahren verwahre ich die frischgelegten Eier in wohl abgetrocknetem und durchsiebten Sande, welcher in Kistchen ist. Die Eier stehen auf der Spitze im Sande, und ein mit Bindfaden gezogenes Gitter giebt die Richtung, daß 60 Stück in bester Ordnung stehen, ohne daß eins vom andern berührt werde. Auf diese Art bleiben die Eier frisch und gut, so daß von circa 1000 Eiern nicht eins ver-

 dorben

dorben ist. Die Kistchen haben keine Deckel, sondern sind offen in meinem Keller, der vortrefflich trocken ist."

§. 64.

Mehrere Oekonomen legen die aufzubewahrenden Eier in Spreu, andere stecken sie in Kleien, noch andere in reinen und trockenen Sand, wieder andere bewahren sie in Asche, noch andere in trokkenen Roggen- oder Kornhaufen, so wie dann mehrere, wie dies auch hier der Fall in Erfurt ist, dieselben in Mehl aufheben und erhalten.

Es sollen sich auch die Eier sehr lange halten, wenn man sie, wie wir oben bei der Aufbewahrung derselben in einer Kiste bemerkten, in ein Faß mit reinen Sand aufschichtet, den Sand anfeuchtet, das Faß feste zumacht, und in reines kaltes Wasser senkt, oder wenn man die Eier in ein Faß, in dessen Boden ein Zapfen angebracht ist, legt, sodann das Wasser darauf gießt, so, daß die Eier ganz überschwemmt sind, das Wasser alle Tage abzapft und frisches darauf füllt.

In Nr. 46. des Reichsanzeigers von diesem Jahre heißt es nach Reaumürs Bemerkungen, die sich ganz auf unsere bereits oben festgesezten Grundsätze

säze fußen, so: „Die Art, wie man die Eier behandeln soll, um sie frisch zu erhalten, ist folgende: Erstlich müssen die Eier, welche man aufbewahren will, wenn sie beschmuzt sind, rein abgewaschen und wieder abgetrocknet werden; alsdann nimmt man ein wenig Butter, Oel, Hammelsfett, eine Speckschwarte oder andere fette Materie, und überziehet damit die Eier dergestalt, daß nicht der geringste Fleck übrig bleibt, der nicht mit Fett überstrichen wäre. Man glaube aber nicht, daß das Fett dicke aufgelegt werden müsse; eine dünne Lage ist hinlänglich; man überfährt nur mit dem Finger die Eierschaale überall, aber besonders am dicken Ende, wo die Ausdünstung am stärksten zu seyn scheint, damit das Fett an alle Orte hingebracht werde: sollte es allenfalls zu dicke aufgelegt seyn, so kann man mit einem Tuch das überflüßige wieder abputzen; übrigens schadet es nichts. Zweitens: Alsdann legt man die Eier zum Aufbewahren, wohin man will, ohne alle Bedeckung auf und neben einander ins Trockne oder Feuchte, in Wärme oder Kühle, nur nicht an Oerter, wo sie dem Frost ausgesezt sind. Die Hitze können sie ohne allen Schaden aushalten. Ich hatte in einem Brütofen Eier zum Ausbrüten gelegt; zwei auf obige Art mit Fett überzogene Eier blieben sechs Wochen lang der Hitze von 32 Grad des Reaumürschen Wetterglases aus-

gesezt, ohne daß sie im geringsten ausgedünstet hätten, noch die mindeste Veränderung in denselben vorgegangen wäre. Man muß aber doch aufmerksam seyn, die Eier, die man behalten und mit Fett überziehen will, frisch zunehmen; daß sie nicht schon behecket seyen, weil sie sich sonst nicht halten würden. Wenn das Ei einen, ja wohl nur einen halben Tag unter einer Bruthenne gelegen, und darunter durchaus warm geworden, so ist schon zu befürchten, daß eine Veränderung darin vorgegangen sey; es würde also in Fäulniß übergehen. Wenigstens weiß ich aus Erfahrung, daß, wenn die Schaale sehr dünn ist, man schon am dritten Tage viele Adern und den Embryo erblicken kann, welcher sich hin und her bewegt, auch alle Tage seinen Stand verändert. Es müssen also die Eier bei Zeiten gesammelt werden, ehe sie vom Huhne behecket werden.

Wenn die Eier mit Sorgfalt eingeschmiert sind, so halten sie sich frisch, so lange als man will, in dem Zustande, worin sie waren, als dieses Geschäft vorgenommen worden. Sie bleiben nach einem Jahr und gewiß noch länger zum Weichsieden gut. Ein jeder der es versuchen will, wird finden, daß keine Veränderung im Ei vorgehet, noch vorgehen kann.

Das

Das Fett entspricht also dem Endzweck, wozu es hier gebraucht wird, vollkommen; nemlich die Eier vor Fäulniß zu bewahren und frisch zu erhalten. Es wäre nur zu wünschen, daß sie auch noch, wenn sie eingeschmieret worden, zum Ausbrüten dienen könnten; aber es ist nicht leicht, das aufgelegte Fett so abzukratzen, daß die Ausdünstung wieder völlig hergestellt werden sollte."

§. 65.

Ein anderes Mittel, die Eier aufzubewahren, soll noch folgendes seyn: Man bohrt nemlich in ein langes Bret so viele Löcher, als man Eier aufbehalten will, stellt sodann die Eier dergestalt in diese Löcher, daß das Spitzende unten hin zu stehen komme; ohne weiters etwas hierbei zu beobachten, als daß man das Bret mit den Eiern an einen solchen Ort stelle, wo es kühl ist.

Einer meiner Freunde sagte mir erst vor kurzem: Ich bewahre die Eier im Winter folgender Maaßen; ich nehme ein Körbchen, worein ungefähr so viel Eier gehen, als ich im Winter für meinen kleinen Haushalt brauche. In dieses Körbchen lege ich nun die Eier ohne Beimischung einer andern Sache, und hänge sie so, nachdem ich den Korbdeckel verschlossen habe, in meinem Vorsäl-

chen auf, wo sie sich dann beim Durchzuge der Luft ganz frisch erhalten.

An der Wirksamkeit dieser beiden Mittel habe ich immer noch Ursach zu zweifeln, weil dabei weder das Ausdünsten der Eier, noch die Einwirkung der athmosphärischen Wärme, noch endlich das Eindringen der der Gährung so günstigen Luft gehindert wird. —

Bei jeder Aufbewahrungsmethode ists übrigens nöthig, daß die Eier nicht etwa Ritzchen haben, oder daß die innere Haut, welche die Höhlung umgiebt, geborsten sey. Um nun aber auch zu sehen, ob diese Haut wirklich gesprungen sey, oder nicht, so hält man das dicke Ende des Eies an die Zunge; ist es kalt und bleibt lange kalt, so ist die Blase gesprungen, und das Ei taugt zur Aufbewahrung nicht; ist es aber warm, oder wird sogleich warm, so ist sie nicht gesprungen. Die Ursach hiervon ist leicht begreiflich; dort wird die Schaale unmittelbar von dem Inwendigen des Eies berührt, hier aber nicht, und es ist ja bekannt, daß ein dichter Körper schwerer erwärmt werde, als ein dünner, wie hier die bloße Eierschaale.

Sollte

Sollte etwa im Winter ein oder das andere Ei durch Zufall in der Küche frieren, so darf man es nur in kaltes Wasser legen, und so den Frost herausziehen lassen.

§. 66.

b) Die Benutzung der Federn.

Nicht alle Arten der Federn des mannichfaltigen Flügelwerks sind gleich gut und brauchbar. Wir wollen sie gegenwärtig in der Ordnung, in welcher wir die Lehre von der Cultur des Federviehes vorgetragen haben, betrachten. Daher:

1) Die Federn der Truthühner.

Die Federn dieses Hofgeflügels sind von einem sehr geringen Werthe; sie sind weder so sanft, noch so dauerhaft, als die Gänsefedern, sondern sehr hart und schwer. Will man ganz genau ökonomisch handeln und sie nicht umkommen lassen, so muß man sie schleißen und recht trocken machen; worauf man sie dann zu den Betten des Gesindes und zum Ausstopfen der Canapées, die man an solche Orte stellt, wo sie wenig gebraucht werden, verwenden kann.

2) Die

2) Die Federn der gemeinen Hof- oder Haushühner.

Was sich von den Federn der Truthühner sagen ließ, das gilt auch von diesen, nur kömmt das noch dazu, daß man die langen Schwanzfedern des Hahnes gefärbt und ungefärbt zu Sultanen, Federbüschen und zu Kehrbesen, die langen Hals- und Bürzelfedern gleichfalls zu Federbüschen und zu den sonst gebräuchlichen Federmüffen brauchen und sich der starken Schwanz- und Flügelfedern im Fall der Noth zum Schreiben und zu Federbällen bedienen kann. Uebrigens muß man auch die Hühnerfedern, die man zum Ausstopfen der Polster und Kissen brauchen will, recht gut austrocknen, sonst riechen sie sehr unangenehm.

3) Die Taubenfedern.

Obschon die Federn dieser Thierchen bei weitem das Weiche der Gänsefedern nicht haben, so wirft man sie doch selten weg. An manchen Orten sammeln die Dienstboten die Federn der Tauben und anderer Vögel, und dadurch hat sich schon manche arme Magd während ihrer Dienstjahre Federn zu einem ganzen Bette erspart. Daß dergleichen Bette freilich so gut nicht werden, als von Gänse- und Schwanenfedern oder von Eiderdunen, das ist wohl

ganz natürlich, allein es ist doch für einen armen Menschen immer gut, wenn er mit einem Bettchen versehen ist. Daß man in einem Bette von dergleichen gesammelten Federn, vorzüglich aber Taubenfedern nicht gut schlafen könne, und der Sterbende einen schweren Tod habe, das ist bloßes Vorurtheil und Aberglaube.

§. 67.

4) Die Gänsefedern.

Die Federn sind vorzüglich der Beweggrund, aus welchem der Oekonom Gänse zu halten pflegt, und eben diese sind es, welche die Gänsezucht zu einem nothwendigen Uebel machen.

Die Federn gewinnt man entweder:
von den lebendigen Gänsen, oder
von den Schlachtgänsen.

Denjenigen Gänsen, welche sich nicht zu gehöriger Zeit zum Brüten bequemen wollen, kann man die Bauchfedern ausraufen, um sie hierdurch von dem zu späten Brüten gänzlich abzuhalten, so wie man dann auch den Ganserten oder Gänserichen, wenn sie nicht mehr zum Befruchten der Gänse nöthig sind, ihre entbehrlichen Federn nehmen kann.

Ueber=

Ueberhaupt aber rupft man die Gänse des Jahrs dreimal, und wenn man Geizhals seyn will, auch wohl viermal. Das erstemal kann man ihnen zu Anfange des Mais die Federn raufen, und damit jedesmal nach Verlauf von acht Wochen fortfahren, so daß die dritte Berupfung um Michaeli eintrifft. Nachher muß man keiner Gans mehr vor dem Schlachten, oder wenn man sie den Winter gehen lassen will, vor dem Frühlinge die Federn nehmen; denn sie brauchen dieselben selbst zur Erwärmung ihres Körpers. — Die jungen Gänse, welche früh ausgebrütet sind, kann man um Johanni schon rupfen; dann wachsen ihnen die Federn vor der Mastungszeit noch einmal.

Beim Rupfen der Gänse ist es absolut nöthig,

α) Daß die Federn gehörig reif sind. Ist dies der Fall nicht, so enthalten sie noch zu viele Feuchtigkeit und sind dem Verderben unterworfen. Wenn man die Zeit der Reife nicht wahrnimmt, so fallen die Federn den Gänsen entweder von selbst aus, oder sie ziehen sie sich aus, um den jungen hervorkeimenden Platz zu machen.

β) Daß man den Gänsen ja nicht die Hals- und die Tragfedern, worauf eigentlich die Flügel ruhen, ausrupfe. Thut man dieses, so sieht es erstlich häßlich aus, und zweitens schleppen die

Gänse

Gänse die Flügel an der Seite her, als wenn sie solche vor Mattigkeit gar nicht tragen könnten.

Die Gänse liefern uns nun dreierlei Sorten von Federn, nemlich:

a) Pflaum- oder Staubfedern.

Diese, welche unmittelbar auf der Haut, besonders unten am Bauche und an der Brust sitzen, sind eigentlich die allerweichsten, und doch am meisten elastisch.

b) Die Rauf- und Schleißfedern.

Rauf- und Schleißfedern sind diejenigen, welche mit Kielen versehen sind, und deren Fahnen man auf beiden Seiten abziehet.

c) Die Schwungfedern.

Diese sind diejenigen, welche man aus den Schwingen oder Flügeln ziehet, theils gleichfalls schleißt, theils aber auch zu Schreibspulen, Zahnstochern u. d. gl. braucht.

Jede Sorte dieser Federn hebt man besonders auf, damit sie nicht durch einander kommen, und dann mit Mühe wieder sortirt werden müssen. Die Pflaumfedern braucht man fast nur allein zu den

Kopf-

Kopfkissen und leichtesten Deckbetten, sehr oft vermengt man sie auch in den Deckbetten mit den übrigen leichten Federn. Der mittlern Sorte bedient man sich, nachdem man sie gehörig geschlissen hat, zu den Polstern und Unterbetten.

Weil aber die neuen Federn sehr übel riechen, und überhaupt noch nicht gehörig ausgetrocknet sind, so thut man sie in einen Sack oder in ein altes Indelt, legt sie in die Sonne, schlägt sie mit einem leichten Stocke täglich öfters durch, und hängt sie sodann an einem luftigen Orte auf, oder legt sie zwei bis drei Jahre lang unter andern Betten zu unterst und schüttelt sie öfters auf.

Sollten etwa in der Folge die Federn beim Gebrauch in den Betten vom Schweiße zusammengegangen seyn, so muß man sie wieder in Ordnung zu bringen suchen. Zu dem Ende läßt man sie etliche Wochen in freier Luft oben unter dem Dache hängen, leert sodann jedes Stück besonders in einer wohl verwahrten Kammer aus, läßt das Indelt, worin die Federn eingefaßt waren, sauber auswaschen und trocken werden; die Federn aber schlägt man erst vermittelst eines Gänseflügels durch ein Sieb mit weiten Löchern, damit die zarten und feinen davon fliegen und auf einen Haufen fal-

fahen. Was sich aber durch die Löcher des Siebes auf den Boden senkt, arbeitet man durch ein anderes Sieb mit engern Löchern, und reinigt es von allem Staub und Unrath; was sich sodann von Federn zusammenballt, zupft man aus einander, schlägt's gleich den vorigen durch ein Sieb, faßt die ganze Federmasse wieder gehörig ein, legt die Betten zu Zeiten an die Sonne, und benuzt sie wieder, wie vorher.

§. 68.

5) Die Entenfedern.

Auch die Entenfedern, die man aber den Enten nicht bei lebendigem Leibe nimmt, dienen zu Betten, da sie sich aber in denselben gern ballen, und folglich nicht so gut, als die Gänsefedern sind, so kann man da folgender Maaßen helfen. Man kocht in einem Kessel Wasser, wirft so viel ungelöschten Kalk hinein, daß es einer Lauge ähnlich wird, thut sodann die Entenfedern dazu und läßt sie darin einigemal einen Sud thun, nimmt sie vermittelst eines Körbchens wieder heraus und spühlt sie in reinem kalten Wasser ab. Hierauf thut man sie in Siebe, stellt diese an die Sonne oder auf und bei einen warmen Ofen, wendet und durchgreift

sie oft. Hierdurch werden sie leicht und ballen sich nicht wieder in den Betten.

Uebrigens lassen sich die Federn, wie von allen Vögeln überhaupt, so auch von dem Hausgeflügel noch auf mannichfaltige Art benutzen, so wie wir zum Theil auch bereits oben bemerkt haben. Die Indianer befestigen die Federn ihrer schönen Papagayarten auf die nemliche Art, wie die Peruckenmacher die Haare auf die sogenannten Dressen, und bedienen sich derselben sodann zu Kleidungsstücken, und Krünitz sagt im 12ten Bande der oben in der Einleitung angeführten Encyclopädie unter dem Artikel Feder: „Schöne Kleidungsstücke geben die mit der Haut abgezogenen Federn besonders von den Hälsen und Köpfen der Entriche und Tauben. Diese Stückchen Haut werden, damit sie nicht verderben, folgender Gestalt zubereitet. Man nagelt sie, ohne die Federn zu zerknicken, mit kleinen Nagelzwecken auf ein reines Bret, so, daß die Federn zu unterst kommen; alsdann nimmt man Kalkstein, der an der Luft in Staub zerfallen ist, ohne durch Wasser gelöscht zu seyn, streuet davon auf diese Haut, wenn sie noch feucht ist, etwa eines Fingers dick, und läßt es einen Monat lang darauf liegen. In dieser Zeit ver-

verzehrt der Kalk alle Feuchtigkeit der Haut, ziehet alles Fett heraus, und macht sie völlig geschickt, aller Fäulniß zu widerstehen, dabei benimmt er derselben den unangenehmen Geruch. Nach einem Monate streicht und reibt man die Haut, nachdem sie abgenagelt worden, sanft mit der Hand, damit der Kalk abgehe, und sie geschmeidig werde; hernach klopft man sie sanft mit einem Stöckchen, daß aller Staub herauskomme. Die Federn werden ihre Schönheit unverlezt erhalten haben. Dergleichen Häute geben, wenn sie auf Handschuhmacher Art mit Seide zusammen genähet werden, vortreffliche Verbrämungen auf Pelze, Mannsmützen u. d. gl.

§. 69.

c) Die Benutzung des Fleisches.

Nicht nur die Eier und Federn sind es, warum man Federvieh hält, sondern auch das Fleisch ist bei manchem ein ziemlich starker Bewegungsgrund dazu. Ehe man aber in Rücksicht des Fleisches etwas Gutes gewinnen will, so muß man erst darauf bedacht seyn, seinem ökonomischen Flügelwerke auch selbst dergleichen zu verschaffen.

Hier aber glücklich mit Vortheile vorschreiten zu können, wird

Das Mästen des Federviehes erfordert.

Dieses Mästen selbst nun kann auf eine doppelte Art geschehen, nemlich durch

die gemeine Mast, und durch

die poularderiemäßige Mast.

Wir wollen uns mit beiden Arten bekannt machen; also:

1) Die gemeine Mast.

Diese besteht darin, daß man dem Flügelwerke, indem man es entweder frei herum gehen läßt, oder zusammen in einem großen Stalle einsperrt, oder jedes Stück einzeln in einen engen Stall einzwängt, tüchtig Körner, oder andere Sachen, die es gern frißt, vorgiebt, oder es mit den bekannten Gänsenudeln stopft. Hier zuerst:

Das gemeine Mästen der Truten.

Die Truthähne geben einen guten und ansehnlichen Braten, und daher verdient dieses Thier in Rücksicht des Mästens allerdings alle Aufmerksamkeit des Oekonomen. Man kann die Truthähne, wenn sie noch jung sind, entweder castriren, oder auch unverschnitten herumgehen lassen. In jedem Falle ist es aber nöthig, daß man es ihnen nicht

an Futter fehlen lasse; denn sie sind ganz entsetzliche Fresser, und eben dieses macht es auch, daß sie sich, wenn sie voll auf Futter bekommen, recht gut mästen. Ihr Mastfutter selbst aber besteht in Hafer, Gerste oder türkischem Waizen; je nachdem man mit einem oder dem andern am besten versehen ist, oder auch blos in Brod, welches man in Bier einweicht. Eine Hauptsache ist, daß man ihnen Morgens, Mittags und Abends eine rechte tüchtige Portion gebe und ihnen ein Gefäß mit Wasser, worunter man Wassersand gethan hat, vorsetze. Daß der türkische Waizen eins der vorzüglichsten Mastfutter sey, ist hinlänglich bekannt; daß aber auch selbst der Hafer im Stande sey die wälschen Hähne und Hühner fett zu machen, hat mir eine diesjährige Erfahrung gelehrt. Man darf aber bei dieser Mast die Körner nicht einzeln vorwerfen, sondern muß sie entweder in einem Gefäße vorsetzen, oder in einem Häufchen vorschütten; denn dieses Flügelwerk nimmt statt einzelner Körnchen, gleich ein ganz Maul voll.

Das gemeine Mästen der Hofhühner und Hähner.

Auch junge Hofhähne sind, nachdem sie ein Paar Monate zurückgelegt haben, ohne poulardemäßig gemästet zu seyn, eine angenehme Speise.

Es ist daher nöthig, daß man diese Thiere ja nicht Noth leiden lasse, sondern recht gut füttere, wobei man sie dann entweder im Freien herumgehen lassen, oder auch einsperren kann, welches leztere vorzüglich bei alten Hühnern, die man bei Mahlzeiten in Reis und Suppen kochen will, sehr empfehlungswürdig ist. — Ihr vorzüglichstes Futter besteht in Gerste und mitunter auch in kleine Würfelchen geschnittenen Brodstückchen, und ihr Saufen in reinem Wasser, worunter man gleichfalls etwas Wassersand mischen kann. — So gut wirklich der Hafer als Mastfutter für die Truten gebraucht werden kann, so ist dieses doch der Fall bei den gemeinen Hof- oder Haushühnern nicht.

Die ganz jungen Hühner verdienen billig eine Delikatesse genennt zu werden, und sind die zärteste, leichteste und weichste Speise. Sie behalten ihr zartes Fleisch, so lang sie noch halbgewachsene Hühner sind. In etwas ändert sich dasselbe, wenn sie beinah die Größe eines alten Huhns erreicht haben. Sie werden bis dahin nur noch gebraten; Sobald sie aber einem alten Huhne gleich geworden sind, pflegt man sie lieber zu kochen. Die Henne hat, vorzüglich, wenn sie noch nicht gebrütet hat, ein in aller Rücksicht gesundes Fleisch, welches Kranken und Schwachen, vorzüglich Schwindsüch-

tigen eine leichte und heilsame Nahrung giebt. Das Hühnerfett ist im geringsten nicht beschwerlich; die Brühen aber sind erweichend, gelinde, laxirend und sehr nahrhaft.

Man muß sich nicht fürchten, von dem Genusse des Hühnerfleisches das Podagra zu bekommen, weil etwa die Hühner bisweilen diesem Uebel unterworfen sind. Wäre dieses der Fall, so müßten sich uns auch alle die Krankheiten, die den Thieren, von denen wir essen, gemein sind, mittheilen, welches doch der Erfahrung widerspricht.

Das gemeine Mästen junger Tauben.

Junge Tauben pflegen gewöhnlich nicht gemästet zu werden; denn sie sind bei guter Fütterung der Alten, oder um die Erndtezeit, wenn solche ins Feld fliegen, ohnehin fett und gut zu verspeisen, wenn es anders eben nicht zur Zeit der Leinsaat ist, da sie einen unangenehmen Leingeschmack haben.

Wie man aber diese Thierchen poularderiemäßig mästen müsse, werden wir weiter unten lehren.

§. 70.

Das gemeine Mästen der Gänse.

Unter den mancherlei Arten von Federvieh liefert eine fette Gans einen der ansehnlichsten und be-

beliebtesten Braten, nebst diesem auch noch, wenn sie recht gut gemästet worden, eine ziemliche Quantität Fett, das dann auf verschiedene Art benuzt werden kann.

Die vorzüglichste Jahrszeit zum Mästen dieser Thiere ist nun vom Herbste bis Weihnachten; denn bis den Herbst kommen die jungen Gänse, die vorzüglich zum Braten tauglich sind, zu ihrer vollkommenen Größe, und gedeihen dann wegen der kühlen Witterung besser im Fettwerden. Man verspeißt zwar auch in der Erndte schon junge Frühgänse, sobald sie Kreuz geschlagen haben, allein man kann diese doch keine gemästeten Gänse nennen. — Ist aber einmal Weihnachten vorbei, und das Neuejahr tritt ein, so fängt schon der Geschlechtstrieb an zu wirken, und das Mästen geht bei weitem nicht mehr so gut vorwärts, als vorher. Uebrigens sollen die Gänse ein fetteres, besseres, zärteres und delikateres Fleisch liefern, als die Ganserte.

Man mästet die Gänse entweder in einem großen Stalle, worin sie alle beisammen gehalten werden, oder in kleinen, besonders dazu eingerichteten Behältern, worin jedesmal nur eine Gans und zwar so eng eingeschlossen sizt, daß sie sich kaum

regen

regen kann. Von der Einrichtung dieser leztern Ställchen handeln wir nachher, wenn wir von dem poularderiemäßigen Mästen reden.

Das Futter, womit man die Gänse mästet, hat bei diesen Thieren einen besondern starken Einfluß auf den Geschmack ihres Fleisches, und die Futterordnung einen merklichen Einfluß auf das bald oder später Fettwerden. Man mästet die Gänse entweder mit Wurzelgewächsen, Körnern, oder stopft sie mit Nudeln aus Mehl oder mit großen Fruchtkörnern.

Das Mästen der Gänse mit Wurzelgewächsen und Körnern.

Unter den Wurzelgewächsen sind die gelben Rüben oder Möhren, als ein recht gutes Mastfutter bekannt. Man stampft oder schneidet sie entweder klein, und sezt sie sodann den Gänsen in ihrem Futtertrögelchen vor, verwechselt sie aber zulezt mit Körnern, weil sie sonst nur ein gelbes eben nicht besonders gutschmeckendes Fleisch liefern.

Ueberhaupt aber sind doch Körner zum Mästen weit besser als Wurzelgewächse. Und auch hier tritt wieder ein großer Unterschied ein. Man mästet nemlich:

 1) mit

1) mit Hafer,

2) mit Gerste,

3) mit türkischem Waizen, und

4) mit Buchwaizen oder Heidekorn.

Man kann diese Körner oder Sackfrüchte vorher erst einquellen, und sie dann den Gänsen, jedoch ohne Beimischung von Wasser in ihren Freßtrögen vorsetzen. Hafer und Buchwaizen liefern wirklich ein ganz vortreffliches und sehr angenehm schmeckendes Fleisch. — Ich habe überhaupt die Bemerkung gemacht, das Hafer bei Truten und Gänsen weit besser als Mastungsmittel wirkt, als bei jeder andern Thiergattung. Der türkische Waizen aber hat mir im verflossenen Herbste Gänse geliefert, deren Fleisch ich wirklich unter das delikateste zählen muß. Uebrigens thut man sehr wohl, wenn man gelbe Ruben in kleine Stückchen hackt oder schneidet, Gerstenschrot und Hafer darunter mischt, und dieses Gemische den Gänsen vorsezt.

In England mästet man die Gänse mit geschrotenem Malze, welches man vorher mit Milch eingerührt hat, oder auch mit Gerstenmehle, das man mit Wasser zu einer Art von Teig gemacht hat. An einen andern Ort des Stalles stellt man ein Gefäß mit gekochtem Hafer und ein anderes mit

mit Wasser für sie, so daß sie nach Wohlgefallen mit ihrem Futter abwechseln können, welches ihnen dann außerordentlich wohl gedeihet.

Der Herr von Hohberg schlägt noch eine andere Mastungsart, welche nach Stoixner Bemerkung in einigen Ländern die Soldaten vornehmen sollen, vor. Man nimmt nemlich ein großes Roggen- oder Gerstenbrod, macht oben in der Mitte ein kleines Loch hinein, so groß als ein Daumen, schüttet Hafer darein, gießt Bier darauf, und sezt es der Gans also vor. Wenn die Gans den Hafer heraus zu suchen anfängt, macht sie das Loch im Brode größer, und auf diese Art gewöhnt sie sich nach und nach, Brod mit Bier zu fressen. Man befeuchtet alsdann das Brod immerfort mit Bier. Innerhalb vierzehn Tagen wird das Brod gar aufgefressen, und die Gans zum Schlachten tauglich seyn.

§. 71.

Das Mästen der Gänse durchs Stopfen.

Wenn man wahrhaft wirthschaftlich handeln und in einer bestimmten Zeit Gänse fett haben will, die nicht nur einen guten Braten, sondern auch eine ziemliche Menge Schmalz liefern sollen, so ist nichts

nichts besseres als das Stopfen derselben. Dieses Stopfen geschieht nun:

a) entweder mit Nudeln aus Mehl, oder

b) mit ganzen Körnern.

a) Das Stopfen der Gänse mit Nudeln.

Was die Verfertigung der Nudeln oder Gänsewelger betrifft, so nimmt man Gerstenmehl und mischt Mehl von Buchwaizen, wenn man nemlich damit versehen ist, darunter, und macht sodann hieraus vermittelst Einknetung mit Waßer einen steifen Teig, bricht von diesem Teige Stücke einer Faust groß ab, welgert sie auf einer Kuchenschüssel, oder Kuchenschenne, worauf man vorher, um das Ankleben zu verhindern, trocknes Mehl streuet, in lange Stücke, so daß diese runde Fingers dicke Stäbe vorstellen. Sodann schneidet man diese Stäbe entweder mit einem Messer zu solchen Stückchen, daß jedes eine Nudel geben kann, oder man reißt sie blos mit den Fingern ab. Diese abgeschnittenen oder abgerissenen Stückchen welgert man nun zwischen beiden Händen in ihre gehörige Form, welche der Gestalt einer großen Eichel ziemlich nah kömmt. Weil aber die annoch feuchten und weichen Nudeln um den sechsten oder achten Theil eintrocknen und mithin kleiner werden, so macht man sie

etwas

etwas dicker, als eine Eichel, solche überhaupt aber auch oben und unten etwas abgerundet, damit sie nicht zu spitz sind. Das Augenmaaß muß hier alles thun. Eine Hauptsache ist, daß man sie weder zu klein, noch zu dick mache; denn im ersten Falle nimmt in der Folge das Stopfen zu viel Zeit weg, und im lezten können die Nudeln den Schlund nicht passiren. Die zweckdienlich bereiteten und geformten Nudeln trocknet man nun entweder auf einem warmen Stubenofen, so wie dies in hiesiger Gegend allgemein der Fall ist, oder auch in einem Backofen, so, daß sie ganz hart werden, und hebt sie sodann zum Gebrauche auf. Man darf aber ja nicht vergessen, einen hinlänglichen Vorrath von dergleichen Nudeln zu machen, damit sie nicht etwa fehlen und das Mästen unterbrochen werde.

Wenn diese Nudeln nun gebraucht werden sollen, so sezt man eine Schüssel mit lauwarmen Wasser hin, wirft eine Portion Nudeln, soviel man derselben ungefehr eben nöthig haben dürfte, hinein, und braucht sie sodann folgender Gestalt: Man nimmt die Gans, die man etliche Wochen vorher schon gut gefüttert hat, aus ihrem Ställchen, schlägt ein Handtuch ein paarmal um sie herum, daß sie sich nicht regen kann, sezt sich auf einen Stuhl und sezt sie so, daß ihr Kopf grad gegen

einen

einen zu stehen kömmt; nun sperrt man ihr den Schnabel wohl aus einander und hält ihn mit dem Daumen und den zwei Vorderfingern der linken Hand offen, und stopfet mit der rechten die Nudeln tief in den Hals und läßt nicht zu, daß die Gans während des Stopfens schreie; denn thut sie dieses, so gehen die Nudeln nicht hinunter, sondern kommen wieder hervor, oder sind es Körner, mit denen man stopft, so kommen diese leicht in die Luftröhre, und man hat dann seine Noth, sie wieder heraus zu bekommen. Das Erweichen der Nudeln in dem warmen Wasser dient dazu, daß solche geschmeidiger und glitschender werden, und desto leichter hinunterrutschen. Man hat übrigens bei diesem Stopfen nicht nöthig, daß man bei jedem Einstopfen einer Nudel der Gans den Schnabel fahren lasse, um solche hinunter zu schlucken, sondern man kann fünf bis sechs Nudeln nach einander einstopfen, alsdann erst den Schnabel zusammendrücken und mit der einen Hand die Nudeln äußerlich hinabstreichen.

§. 72.

b) Das Stopfen der Gänse mit ganzen Körnern.

Wenn man sich ganzer Körner zum Stopfen der Gänse bedienen will, so muß man solche wählen,

len, die nicht klein und spitzig sind; denn es ist sonst leicht möglich, daß hier und da eins oder das andere in die Luftröhre schlüpft. Die besten Körner sind demnach:

der türkische Waizen und

die Erbsen, und zwar solche, die man unter die großen zu zählen pflegt.

Recht gut ist es, wenn man dergleichen Körner, ehe man sie braucht, erst einquellt; denn es ist leicht möglich, daß solche unaufgequellte Körner, wenn sie in den Kropf des Thieres kommen, zu stark quellen und dann bewirken, daß ein solches Thier ersticken und crepiren muß. Nur muß man beim Stopfen mit dergleichen Früchten auch acht geben, ob die die Gans nach dem Stopfen nicht versuche die Früchte wieder aus dem Halse zu schleudern, und so den Kropf wieder leer zu machen. Merkt man dieses, so legt man sich jedesmal einen Brocken Brod zur Hand, und schneidet, wenn man fertig mit Stopfen ist, eine starke Stopfnudel davon ab, steckt dann diese der Gans zulezt in den Hals auf die Körner, und verbietet ihr so hierdurch das Ausschleudern der Körner.

Wie oft man überhaupt des Tages stopfen müsse, muß eigentlich das Mastfutter, dessen man

sich

sich zum Stopfen bedient, bestimmen. Bei aus Mehl verfertigten Nudeln gehet die Verdauung geschwinder, als bei Nudeln aus grobem Schrote, oder bei ganzen, annoch rohen Fruchtkörnern. Bestehen demnach die Nudeln aus lauter Mehlteig, so stopft man des Tags viermal, nemlich des Morgens um fünf Uhr, Vormittags zehn Uhr, Nachmittags drei Uhr und Abends neun Uhr; bestehen aber die Nudeln aus grobem Schrote, oder das Futter aus rohen Körnern, so stopft man des Tags nur dreimal, nemlich Frühmorgens, Mittags und Abends. Man muß die Gänse nie stopfen, wenn sie noch unverdauetes Futter im Kropfe haben; genug man muß hier die Natur nie übereilen wollen. Da übrigens bei einem ungestümmen und gewaltsamen Ein- und Ausheben der Gänse leicht ein Flügel zerbrochen, verrenkt oder auch sonst eine Quetschung geschehen könnte, so ist es rathsam und nothwendig, daß das Einheben sowohl als das Ausheben mit gehöriger Behutsamkeit geschehe, und nicht durch Fahrlässigkeit so ein armes Thier verunglimpft und so in Rücksicht des Mästens zurückgeworfen werde.

Wem es darum zu thun ist, daß die Gänse große Lebern bekommen sollen, so kann man auf eine doppelte Art verfahren. Man thut nemlich

unter

unter einen Theil des Nudelteigs von Gerstenschrot und grobem Mehle etwas Pfeffer, halb so viel Ingwer und Salz, macht sodann aus diesem Teige Nudeln, und stopft so die Gänse wöchentlich ein paarmal jedesmal zwei dergleichen ein, oder man thut in der ersten und zweiten Woche der Mastzeit unter einen steifen Teig von Gerstenschrot eine Messerspitze voll rohen Spiesglases und läßt die Gänse dieses Gemengsel fressen, wobei man dann auch, so wie überhaupt während der Mastzeit, Holzkohlen in dem Sauftroge halten, oder auch etwas Kohlenpulver unter den Nudelteig kneten kann. Man kann es aber auch so, wie die Juden machen; nemlich die Gans in ein Tuch binden, so daß weiter nichts als der Kopf und der Hintere herausguckt, ihr die Ohren verstopfen, sie so in eine dunkle Kammer hängen, tüchtig stopfen und im Saufsaufer oder auch, wie kaum bemerkt worden, in dem Nudelteige etwas Kohlenpulver mit zu fressen geben. Eine Hauptsache bei allem ist aber, daß man das Vieh so füttere, daß es recht fett werde; ist das der Fall, so wird auch schon die Leber eine ansehnliche Größe bekommen; denn das Fett dehnt sie vorzüglich aus.

§. 73.

Das gemeine Mästen der Enten.

Ueber das Mästen der Enten können wir weiter

ter nichts bemerken, als was wir bereits über das Mästen der Gänse gesagt haben; denn ihr Mastfutter ist das nemliche, und sie mästen sich, da sie außerordentliche starke Fresser sind, noch leichter als die Gänse. Sie so, wie die Gänse mit Nudeln oder Körnern zu stopfen, ist nicht gebräuchlich und auch nicht nöthig, wie sie aber poularderiemäßig behandelt werden, bekommen wir weiter unten.

Will man etwa junge Enten verspeisen, welches man am liebsten thut, wenn sie sich ausgefedert haben, so braucht man sie gar nicht einmal besonders zu mästen, sondern man darf sie nur Morgens und Abends, wenn sie den Tag über aufs Wasser gehen, mit kleingeschnittenem Sallat oder Krautblättern mit Schrot oder grobem Mehle vermengt füttern; denn beim Genusse dieses Gemengsels werden sie recht zum Braten.

§. 74.

2) Die poularderiemäßige Mast des Flügelwerks.

So allgemein und so gut das gemeine Mästen auch ist, so kömmt es doch dem poularderiemäßigen bei weitem nicht bei; denn bei jener Mästungsmethode wird das Fleisch weder so delicat, noch das Fett so fein, als bei dieser, sondern das Fleisch

bleib

bleibt bräunlich und das Fett gelb; da hingegen das Fleisch des poularderiemäßig gemästeten Thieres ganz weiß bleibt und mit einem eben so feinem Fette versehen ist, gleichsam auf der Zunge zergeht und ganz Nahrung für den menschlichen Körper ist. Ehe man nun aber zu dem poularderiemäßigen Mästen schreitet, muß man erst mit zweckdienlichen Stallungen und Behältnissen oder Ständen versehen seyn. Da es aber bei dieser Mästungsmethode eine Hauptsache ist, daß das zu mästende Vieh, so wenig Bewegung habe, als nur immer möglich ist, so ist es auch nöthig, daß die Stellung oder der Stand für jedes der Mast zu übergebenden Thieres so eng gemacht werde, daß das Thier sich nicht leicht umwenden kann, sondern auf einem Flecke stehen oder sitzen bleiben muß. Will man nun die Sache im Großen, als ein eignes Nahrungsgeschäft treiben, welches in oder doch in der Nachbarschaft großer und volkreicher Städte sehr zu empfehlen ist, so muß man eine besondere Kammer zu den anzulegenden Maßställchen oder Ständen wählen, sie mit einem Ofen versehen, um bei starkem Froste gehörig einheitzen und dadurch das Einfrieren des Gesöffs verhindern zu können. Will man hingegen das Flügelwerk blos für seinen eignen Tisch, oder für seine eigne Oekonomie poularderiemäßig mästen, so hat man eben keine beson-

dere Kammer dazu nöthig, sondern da darf man nur einen gelegenen Ort im Hause wählen, wo es weder zu stark friert, noch wo Hunde und Katzen hinkommen, und die vorgesezte Milch wegsaufen können. An den Seiten der gewählten Kammer oder des sonst ausgesuchten Platzes bringe man die Mastställchen oder Stände, die man auch Steigen oder Einstallungen nennt, an, so daß dieselben nach Maaßgabe der verschiedenen Größe des zu mästenden Flügelwerks über einander zu stehen kommen. Man nagelt nemlich diese Stellagen von Bretern zusammen und macht jedes Behältniß so groß, daß grad das Thier, welches man darin aufstellen will, Plaz hat. Alle diese Stände oder Einstallungen stehen etwas erhaben, nemlich etwas von dem Boden entfernt, damit man den herunterfallenden Koth wegkrücken oder wegkehren kann. Die unterste Stellage enthält die Fächer oder Einstallungen für das größere Federvieh, die unmittelbar darauf folgende die Behältnisse für das etwas kleinere und so fort, wie es das Verhältniß der Größe der zu mästenden ökonomischen Vögel erheischt. Das Fußbret von einem jeden Stande, Behälter, oder einer jeden Einstallung läßt man vorn drei gute Zolle zum Vorstellen der Saufgeschirre vorragen, und hinten eben so viel zum Abfalle des Mistes fehlen. Der zweite Stand,

der

der grad über dem ersten angebracht ist, muß über diesem so viel zurückstehen, daß der Koth des Vieh hes aus demselben hinter jenem zur Erde fallen kann; übrigens muß auch das Stand- oder Fußbret von diesem zweiten Behälter so viel vorstehen, und hinten an demselben so viel fehlen, daß man vorn das Saufgeschirr hinstellen, und daß hinten der Koth durchfallen kann. So werden nun die Behälter nach Maßgabe der Menge des zu mästenden Viehes über einander fortgeführt, so daß das Ganze wie ein Bücherschrank aussiehet. Nun hat man zwei Wege die Einrichtung zu treffen, das Mastvieh in das Behältniß setzen und es nach Bedürfniß herausnehmen zu können, ihm zugleich aber auch Gelegenheit zu verschaffen, die ihm vorgestellten Saufgeschirre bequem erreichen zu können. Man läßt nemlich das Vorderbret ganz weg, so, daß man ganz offen in das Behältniß sehen kann. Damit aber das eben da vorn hineingesteckte Vieh nicht heraushüpfen könne, so macht man oben durch den Deckel des Behältnisses und unten in das Fuß- oder Bodenbret desselben ein grad auf einander passendes viereckichtes Loch, um dadurch einen gleichfalls hineinpassenden viereckichten Stab vorstecken zu können. Auf beiden Seiten dieses vorgesteckten Stabes bleibt immer so viel Platz, daß das Thier seinen Kopf ganz bequem herausstecken

 und

und saufen kann. Will man das Thier herausnehmen, so darf man nur die vorgesteckten Riegel herausziehen, und man wird dieses Herausnehmen ganz bequem verrichten können. Hat man nur eine einfache Stellage, d. h. eine solche, wo nur eine Reihe Behälter an einander weg sind, ohne noch andere über sich zu haben, da kann man auch ein Vorderbret mit einspunden, jedoch in die Mitte desselben ein längliches Loch machen lassen, daß das eingesperrte Vieh mit seinem Kopfe heraus und nach dem Saufgefäße kann. Weil man aber zu dieser Oeffnung das Thier nicht selbst herausholen kann, so macht man den Deckel der Behältnisse oder Stände durch ein Paar von Eisenbleche oder auch blos von Leder angebrachte Bänder beweglich, so daß man sie nach Bedürfnisse bequem öffnen, wieder verschließen und durch ein eisernes Häkchen fest zuhalten kann. Auf eine ähnliche Art hat es unser hiesige Poulardier Butziger.

Für die Tauben braucht man solche Stellungen oder Behälter nicht, sondern diese Thierchen thut man blos in viereckichte Gitterkörbe, die nicht zu hoch, aber auch nicht zu weit seyn dürfen; damit man durch eine kleine Fallthür, die am besten oben angebracht ist, sie gemächlich aus und einstekken kann.

Zu Saufgeschirren für die Thiere nimmt man kleine ausglasurte töpferne Trögelchen mit breiten Böden, damit sie desto besser und fester stehen, ihre Form mag übrigens seyn, wie sie will. Um aber doch ein ordentliches Maas zu haben, so lasse man sich für Kapaunen und kleineres Mastvieh ungefehr solche Trögelchen machen, die fünf Zoll lang, drei Zoll breit und zwei Zoll hoch sind. Für Gänse und Enten aber lasse man die Geschirre wegen der verschiedenen Art zu saufen, länger, breiter und höher machen. Man thut am besten, man bestellt sie grad so lang, als ihr Behältniß oder ihr Ställchen ist, dann vier Zoll breit und drei Zoll lang. Ist dies der Fall, so wird durch das Ablaufen aus ihren Schnäbeln nicht zu viel außerhalb der Geschirre fallen und so für die Thiere verloren gehen.

§. 75.

Da sich das castrirte oder verschnittene Federvieh am besten mästen läßt, das delikateste Fleisch und feinste Fett bekömmt, so pflegt man die Truthähne und Hühner, die jungen Hofhähne und Hühner dem Castriren zu unterwerfen; Gänse, Enten und Tauben aber sind bisher dieser schmerzhaften Operation entgangen, obschon sie wahrscheinlicher Weise dazu gleiche Geschicklichkeit haben.

Wie und wann die jungen Hähne zu castriren, verstehen in unserer Gegend viele Bauernweiber;

wie aber die jungen Hühner, sowohl Truten als gemeine Hofhühner castrirt werden müssen, ist ihnen weniger bekannt. Wir wollen aber hier die ganze Verschneidungsart sowohl der Hähne, als auch der Hühner vorlegen. Diese Operation können nun zwei, oder auch nur eine Person verrichten. Ich habe es auf beiderlei Art gesehen.

Was das Castriren der Hofhähne betrifft, so sucht man hierzu sehr frühzeitig, und wenn es seyn kann, diejenigen aus, welche zuerst im Jahre erzogen sind; denn diese können den Sommer hindurch recht auswachsen. Unter diesen Hähnen wählt man gern jene, welche einen einfachen Kamm, die größten Sporn, die freilich um diese Zeit noch ziemlich klein sind, und blaue Backen haben. Wenn diese nun Johanni anfangen zu krähen und Lust zum Begatten zeigen, so beginnt die Verschneidung. Wenn man aber um diese Zeit dergleichen Hähne noch nicht hat, so muß und kann man freilich warten, bis sie herangewachsen sind, und dem Castriren unterworfen werden können. Nur darf dieses nicht zu spät in den Herbst fallen; denn da werden die Thierchen zu sehr von der Kälte gedrückt, und es wird nichts draus.

Wenn zwei Personen das Castriren verrichten müssen, welches der gewöhnlichste Fall ist, so nimmt die eine den Hahn und legt ihn umgewandt

mit

mit dem Rücken in die beiden flachen Hände, so daß der Hintere gegen die andere Person hinsiehet. Mit beiden Daumen drückt die Person, welche den Hahn hält, die zwei Füße bis zur Seite des Leibes nieder, und hält das Thier, jedoch ohne es zu drükken, so fest, daß es sich nicht rühren kann, giebt ihm dabei die Richtung, daß es mit dem Steiße etwas aufwärts gegen die Person liegt, welche das Castriren eigentlich verrichten soll. Diese Person rupft einen guten Finger breit unter dem Steiße die Federn ganz behutsam und einzeln aus; macht sodann in dieser Gegend mit einem sehr scharfen Federmesser einen ungefähr drei Viertel Zoll langen Querschnitt mit solcher Behutsamkeit, daß sie die hervortretende Gedärme nicht beschädiget. Ist diese Oeffnung gemacht und siehet man die Eingeweide, so befeuchtet man den Zeigefinger der rechten Hand mit Oele, oder auch, welches wirklich einerlei ist, nur mit Wasser, greift sodann auf der linken Seite des Einschnitts neben dem Eingeweide bis oben an den Rücken hinein, in welcher Gegend auf jeder Seite eine Hode wie ein länglich geschälter Mandelkern zu fühlen ist. Diese Hoden schiebt und schält man mit vieler Behutsamkeit ab und zwar zuerst die rechte und sodann die linke. Wenn man hier nicht gehörige Behutsamkeit anwendet, und etwa Gewalt ausübt, so geht den

Augenblick eine Zerreißung oder Quetschung der zarten Blutgefäße vor; es tritt eine Entzündung, hierauf der Brand ein, und das Thier crepirt. Dieses ist eben die Hauptursache, warum so viele Kapaunen, theils gleich unter der Operation, und theils auch wohl erst einige Stunden nachher ihren Geist aufgeben. — Da aber die Hoden leicht in die kleinen Rückenhölungen schlupfen und dann nicht wohl ergriffen werden können, so ist es nöthig, daß man bei dem Herausnehmen derselben, den Finger immer ein wenig biege, so daß die Hoden grad in die Krümmung desselben zu liegen kommen, worauf man dieselben mit dem gebogenen Finger herauszieht, die vorgetretenen Gedärme zurückstopft, und dann die Oeffnung zunähet und die Wunde mit Asche bestreuet. Es ist weder nöthig, daß man ein wenig Butter in die Oeffnung stecke, noch die Oeffnung mit Seide vernähe, noch endlich die Wunde mit Baumöle bestreiche. Ist alles nun so weit geschehen, so schneidet man dem neuen Castraten die Sporn an den Füßen ab, wirft sie entweder weg, oder hebt sie zu dem Gebrauche auf, wovon wir sogleich reden werden; die durch das Abschneiden der Sporn verursachten Wunden bestreuet man blos mit Asche. Nun wendet man den verschnittenen in der Hand um, so daß er aufrecht sizt, und schneidet ihm mit einer

Scheere

Scheere oder mit einem scharfen Federmesser den Kamm und die Kehllippchen ab, und drückt, wenn man will, in den noch blutenden Kamm, entweder einen oder beide abgeschnittene Sporn, welche, wenn sie das Thier nicht etwa abkrazt, gern sitzen bleiben, und mit dem Wachsthume desselben wie ein Pfropfreis mit zunehmen und ihre sonst natürliche Größe erlangen. Die Verwundung bestreuet man mit Asche.

Wenn nur eine Person das Castriren verrichtet, so wie dies unser hiesige Poulardier thut, so sezt sich dieselbe auf einen Stuhl oder Stein, was von beiden eben bei der Hand ist, bindet dem jungen Hahne die Beine zusammen, stellt ein Schüsselchen mit Wasser neben sich, steckt den gebundenen Hahn zwischen seine Beine, so daß der Steiß oben steht, und den Poulardier grad anguckt; rupft sodann etwas Federn in der Gegend, wo der Einschnitt geschehen muß, aus, und macht mit einem scharfen Federmesser den gehörigen Einschnitt, tunkt den Finger in das neben ihm stehende Näpfchen mit Wasser, und holt die Hoden auf oben beschriebene Art heraus, und fährt auch mit der ganzen Operation so fort, wie wir gleichfalls kurz vorher bemerkt haben. Die Castraten stellt man nun einen Tag in den Stall, füttert sie ordentlich und

stellt

stellt ihnen ein Gefäß mit Wasser hin, damit sie nach Bedürfniß saufen können; denn etliche Tage nach ausgestandener Verschneidung haben sie großen Durst. —

Daß man an die Stelle der herausgenommenen Hoden ein Paar kleine Muskatennüsse einlegen, diese, nachdem der Kapaun ein Jahr herumgegangen, und man ihn geschlachtet, herausnehmen, und davon den mit der Epilepsie behafteten Kindern eine Messerspitze voll zur Vertreibung dieses Uebels eingeben könne, scheint mir theils mißlich, theils auch ohne Wirkung zu seyn; denn sollten wohl die Muskatennüsse als fremdartige Körper durch ihr Reiben nicht einen Reiz machen, und hierdurch eine tödtende Entzündung verursachen, und sollten überhaupt wohl die mit einem thierischen Oele geschwängerten Muskatennüsse die Kraft besitzen, die Epilepsie oder das böse Wesen, wie mans auch nennt, zu vertreiben? Der Arzt wird gewiß sehr zweifeln. —

§. 76.

So wie man die gemeinen Hofhähne castrirt, so verschneidet man auch die Truthähne, nur macht man ihnen den Einschnitt zum Herausnehmen der Hoden nicht da, wo man die Hofhähne zu öffnen

pflegt; denn ihr längerer Leib würde verhindern, daß man mit dem Zeigefinger nicht bis oben an den Rücken, wo die Hoden liegen, kommen könnte; daher man den Einschnitt an einer Seite des Leibes machen muß. Man wählt hierzu gern die linke Seite, und zwar jene Gegend, wo die Keule anstreicht. Hier wird man nun finden, daß das Fleisch recht dünne ist, und nur in einer weißen, und unter dieser in einer braunen Haut besteht. Auf diesem Flecke macht man demnach den Einschnitt und zwar ungefähr von anderthalb Zoll Die Hoden, welche an eben dem Orte, wo man sie bei den gemeinen Hofhähnen findet, liegen, lassen sich ziemlich leicht fühlen, da sie aber sehr schlaff sind, so muß man sie ebenfalls mit vieler Behutsamkeit ablösen, und mit gebogenem Finger herausspielen. Die übrige Verfahrungsart ist, wie die bei den Hofhähnen. Man schneidet dem Castraten die Sporn und den annoch kleinen Zipfel über der Nase ab; denn einen Kamm und Kehllippchen hat dieser Vogel nicht, die man ihm abnehmen könnte. Unser Poulardier versicherte mir, daß es weit gefährlicher wäre, einen jungen Truthahn zu castriren, als einen jungen Hofhahn; er wolle und könne es daher auch niemanden rathen; denn es wäre, wie ihm eine lange Erfahrung gelehrt hätte, zu riskant,

kant, so daß immer mehr dergleichen Thiere verunglückten, als davon kämen. Die verschnittenen Hähne, mögen es Hofhähne oder Truthähne seyn, nennt man Kapaunen, Kapphähne, und Kopen.

§. 77.

Die jungen Hühner, die, wenn sie verschnitten worden, Poularden heißen, und der Mastungsanstalt, wovon wir dermalen noch handeln, den Namen Poularderie geben, castrirt man folgender Gestalt: Man rupft ihnen über dem Steiße, da, wo sich unter der Haut ein weißes rundes Hügelchen einer kleinen Haselnuß groß bemerken läßt, die Federn behutsam aus, macht sodann mit einem scharfen Federmesser durch die zwei Häute einen Einschnitt einer Schminkbohne groß. Ist das geschehen, so bekömmt man die Mutter, welche beim Treten herausgedrückt wird, und womit die Henne empfängt, als ein rundes ganz weißes Gewächs zu sehen. Drückt man nun mit dem Finger unter dem Steiße etwas aufwärts, so tritt die Mutter aus dem gemachten Einschnitte heraus; diese schneidet man dann mit einer scharfen Scheere, da, wo sie angewachsen ist, ab; vernäht die Oeffnung, schneidet das Kämmchen und die kleinen Lippchen ab, streuet Asche auf die Verwundungen und

hält

hält die Castraten einen Tag, wie die Kapaunen im Stalle.

Mit den Truthühnern verfährt man auf eben die Art, und schneidet ihnen über dem Schnabel den kleinen Zipfel ab. Am besten lernt man das Castriren der Hähne und Hühner, wenn man mit denjenigen, welche man eben abschlachten will, oder bereits so eben abgeschlachtet hat, die Versuche macht, und Uebung zu erlangen sucht.

Sobald die Hähne ihre Männlichkeit verloren haben, so sind sie mehrere Tage auf einander selbst falsch, und beißen sich, wie sie einander nur ansehen, mit einander, so daß man glauben sollte, jeder hielte davor, daß der andere Schuld daran wäre, daß er das nicht mehr ist, was er vorher war. Ich habe meinen Kapaunen mehrmalen zugesehen und oft bemerkt, daß sie einander blutige Köpfe bissen, welches dann auch um so leichter war, als die abgeschnittenen Kämme erst anfiengen zuzuheilen. Nach etlichen Tagen hört das Zanken unter einander auf, jeder geht ganz in sich gekehrt seine Wege fort, frißt, säuft, schläft und nimmt an Schönheit seiner Federn von Tag zu Tag zu, und wenn es in den Winter kömmt, so fängt er an, sich zu mausen, welches leztere ihm einige, auch der

neuern Schriftsteller absprechen, das aber nach meiner eignen Erfahrung doch der Fall ist. Ueberhaupt trägt der Kapaun seinen Schwanz nicht so hoch, als er als Hahn würde gethan haben, sondern er hängt ihn etwas herab, welches ihm wirklich ein schönes Ansehen giebt; und wenn er sich bemühet zu krähen, so ist das ein sehr ungeschicktes heiseres Gekullere.

§. 78.

Das Futter, so für das Vieh, welches poularderiemäßig gemästet werden soll, bestimmt wird, ist vorzüglich Hirsenkries mit ein wenig Waizenmehl und Butter zu einem steifen Teige gemacht und zu Kügelchen gebildet, das Saufen aber, vorzüglich süße Milch. — Sollte man aber keinen Hirsen haben, und auch nicht bekommen können, und doch poularderiemäßig mästen wollen, so nehme man, wie unser hiesige Poulardier, Gerstenmehl; denn dieses ist nahrhaft und stärkend, und gewährt auch, beinah wie der Hirsen, in eben der kurzen Zeit die Fettigkeit und einen ziemlich reinen Geschmack im Fleische; man hüte sich aber ja, weder schwarzes, noch weißes Brodmehl, weder schwarzes noch weißes Waizenmehl zu nehmen; denn die aus dem ersten bereiteten Kügelchen werden leicht mit Schimmel überzogen und geben dem Fleische einen

brod-

brodartigen Geschmack, und die Küchelchen, welche man aus lezterm, nemlich aus Waizenmehle macht, und die nicht so leicht schimmlicht werden, lassen, obschon sie wohl zur Sättigung dienen, wenig Nahrung und Kraft in dem thierischen Körper zurück.

Was nun die Bereitung dieses Futters betrifft, so besteht diese in folgendem: Man thut des Abends vorher, ehe man das Futter brauchen will, eine verhältnißmäßige Menge Mehl oder Gries von Hirsen in Verbindung mit etwas wenigem Waizenmehl, welches blos als Bindungsmittel dienen soll, in eine Mulde oder irdene Schüssel; macht in dasselbe eine Vertiefung oder ein Grübchen, dann läßt man die für die Mischung bestimmte Quantität Butter zerfließen, und gießt sie dann, wenn sie nicht mehr zu heiß ist, in jene Vertiefung, und mengt mit den Händen die ganze Masse so lang, bis alle Theile des Mehls von der Butter befeuchtet sind. Hierauf gießt man ein milchwarmes Wasser hinzu, so daß man einen derben Nudelteig bekömmt, woraus man dann die Kugeln oder runden Nudeln verfertiget.

Dieses ist die allgemeine Zurichtung des Futterteiges; nun auch noch für jedes Thier ins besondere. Also:

1) Die Bereitung des Futters für einen Trutkapaun, oder Truthahn.

Ein Trutkapaun oder Truthahn bekömmt täglich zu seiner Futtermischung zwölf Loth Hirsen, ein wenig Waizenmehl und anderthalb Loth Butter. Diese Quantität wiegt man demnach ab, und macht davon, wie wir kaum bemerkt haben, einen steifen Nudelteig, und theilt die ganze Masse nach dem Augenmaaße in drei gleiche Theile, und macht sodann aus jedem dieser Theile zwanzig Kugeln. Man nimmt nemlich einen von diesen drei Theilen, und welgert ihn mit der Hand auf dem Tische in die Rundung zur Dicke einer Bratwurst, und theilt dann diese Wurst in zehn gleiche Theile, und jeden Theil der Länge nach wieder in zwei gleiche Theile, diese bildet man nun zwischen den Händen zu runden Kugeln; und verfahre dann so mit dem andern und dritten Theile, so daß man demnach sechzig Kugeln bekömmt, welche die eigentliche Tagesportion ausmachen.

2) Die Bereitung des Futters für eine Truthenne.

Eine Truthenne bekömmt zu ihrem täglichen Futter acht Loth Hirsen und ein Loth Butter. Diese Portion wiegt man gleichfalls ab, bereitet sie zu einem Teige, theilt sie in drei gleiche Theile,

und macht dann auf kaum beschriebene Art sechszehn bis zwanzig Kugeln.

3) Die Bereitung des Futters für die Kapaunen und eigentlichen Poularden.

Das tägliche Futter für einen Kapaun oder eine Poularde sind sechs Loth Hirsen, und drei Quentchen Butter, die man zusammen zu einem Nudelteige macht, diesen in drei gleiche Theile theilt, und dann aus jedem derselben zwölf oder sechszehn Kugeln macht, und zwar alles nach der Methode, die wir bereits gehabt haben.

4) Die Bereitung des Futters für die Tauben.

Da man die jungen Tauben nicht, wie das übrige Flügelwerk stopfen kann, so kann man zu ihrem Futter auch keine Kügelchen brauchen, sondern man muß, da die Tauben auch nichts zu saufen bekommen, Morgens, Mittags und Abends einen ordentlichen Hirsenbrei machen. Zu dem Ende nimmt man auf jede Taube für eine Mahlzeit ein und ein Drittelquentchen Hirse, ein halb Quentchen Butter, und ein und ein Drittelloth Milch, rührt die ganze Masse, die sich dann freilich nach der Menge der Tauben richtet, durch einander,

 und

und kocht sie in einem Topfe zu einem ganz dünnen Breie.

5) Die Bereitung des Futters für die Gänse und Enten.

Das Futter für die Gänse wird in eben dem Verhältnisse, wie jenes für die Truthähne, und das Futter für die Enten in dem Verhältniß, wie jenes der Truthühner abgewogen und bereitet, so daß demnach hierüber weiter nichts, zu bemerken, seyn dürfte.

§. 79.

Allgemeine Regeln, die beim Füttern selbst beobachtet werden müssen, sind folgende: Man muß nemlich:

a) die einmal bestimmte Futterzeit aufs genaueste beobachten; denn eine genaue Ordnung trägt überhaupt sehr viel zur Mastung bei. Um aber diese Ordnung auch wirklich genau halten zu können, so ist es nöthig, daß man

b) die zum Futter bestimmten runden Nudeln oder Kugeln jedesmal, wenn die Zeit zum Füttern kömmt, schon bereit habe, und mithin nicht genöthigt sey, solche erst zumachen. — Da übrigens die Reinlichkeit sehr viel bei der Wartung und

Pflege

Pflege der Thiere zum Gedeihen beiträgt, so hat man allerdings Ursach, daß man

c) alle Saufgeschirre wohl ausputze und rein halte, und überhaupt allen Unrath aus dem Stalle und unter der Einstellung oder Ständen wegschaffe. Da es endlich auch nöthig ist, daß man den Thieren nicht eher frisches Futter gebe, bis das vorige verdauet worden, so muß man auch

d) die Fütterungstermine so weit aus einander setzen, als es das Tageslicht zum Saufen verstattet. In Sommertagen kann man daher folgende Ordnung halten: Früh um 6 Uhr, Mittags um 12 Uhr und Abends wieder um 6 Uhr; in Wintertagen aber muß man entweder die Termine etwas näher zusammensetzen, oder sich lieber, um die gehörige Helligkeit zu bekommen, eines Lichtes bedienen, theils um ordentlich stopfen zu können, und theils aber auch, um den Thieren jenes Licht zu verschaffen, daß sie beim Saufen nöthig haben.

Das Abfüttern selbst geschieht, wenn man erst einmal darin geübt ist, geschwinder, als man glauben sollte. Man nimmt nemlich das Thier, welches man eben füttern oder stopfen will, aus seiner Stallung heraus; faßt es mit beiden Flügeln unter den linken Arm; öffnet ihm den Schnabel;

tunkt jede Kugel in Milch und steckt sie ihm in den Hals, jedoch so, daß die Zunge nicht oberhalb der Kugel mit hinein geschoben wird; nachher steckt man es, wenn es seine Portion erhalten hat, wieder in seinen Stand, und stellt ihm seine Portion Milch zum Saufen vor.

Dem Truthahne oder Trutpoularden giebt man auf jede Mahlzeit zwanzig Kugeln und nachher zum Gesöffe acht Loth Milch;

Dem Kapaun und der Poularde sechszehn Kugeln und vier Loth Milch;

Der Gans zwanzig Kugeln und acht Loth Milch;

Der Ente sechszehn bis zwanzig Kugeln und sechs Loth Milch.

Den Tauben? — keine Kugeln und — keine Milch; sondern bei diesen nimmt man ein Maul voll von dem für sie bestimmten und oben bereits beschriebenen Hirsenbrei, und bläßt ihn denselben nach und nach bei aufgesperrtem Schnabel in den Kropf. Einige bedienen sich hierzu eines Federkiels, andere aber, wozu auch unser Poulardier gehört, nehmen die Taube beim Schnabel, öffnen ihr denselben, führen ihn nach ihrem Munde und

blasen so, ohne ein anderes Werkzeug zu gebrauchen, denselben ein.

Unser Poulardier sezt den Gänsen und Enten keine Milch vor, eines theils, weil sie ihm etwas zu theuer ist, und andern Theils, weil bei dem Saufen dieser Thiere zu viel verloren geht.

Wenn man die vorgeschriebene Mastungsmethode befolgt, so hat man in kurzer Zeit, nemlich in vierzehn bis sechszehn Tagen das delikateste und fetteste Flügelwerk.

§. 80.

Das Flügelwerk mag nun auf eine Art gemästet worden seyn, auf welche es will, so wird es doch am Ende und zwar auf die nemliche Art abgeschlachtet. Wir handeln demnach hier vom Abschlachten desselben, und zum Theil auch vom Aufbewahren des Fleisches.

Das Trutgeflügel, so wie auch die Kapaunen, Poularden Hühner nimmt man, nachdem man ihnen die Beine zusammen gebunden hat, auf den Schoos, klemmt sie zwischen den Knien zusammen, und durchschneidet ihnen mit einem scharfen Messer unter der Kehle am Halse

alle Adern auf einmal bis auf die Halsknochenwirbel durch, und hält sodann den Hals des Geflügels so tief, daß es recht rein ausbluten kann. Da nun dieses Geflügel entweder ganz mit Fett überzogen oder wenigstens ziemlich fett, mithin die Haut sehr mürbe und zart ist, so muß man es sehr behutsam rupfen. Thut man das nicht, so reißt man leicht ganze Lappen von der Haut ab, und bewirkt dadurch, daß das Thier aussiehet, als wenn es wäre geschunden worden. Hier kömmt es nun auf gewisse Vorheile an, die man blos durch Uebung lernen kann. Einige rupfen mit einer Hand eine Feder nach der andern aus, mit dem Daumen und Zeigefinger der andern Hand aber drücken sie den Ort und die Haut, wo die Federn ausgerupft werden sollen, nieder, und fahren so fort, bis das Thier aller seiner Federn beraubt ist. Andere aber, worunter auch unser mehrmalen schon angeführte Poulardier ist, fangen gleich unter dem Bluten des Thieres an, dasselbe zu rupfen; sie ergreifen erst den Schwanz, und ziehen den aus, fahren sodann mit der Hand auf den Rücken, und entblößen diesen nur durch ein Paar Griffe von seinen Federn, thun hierauf ein Paar Griffe unter dem Bauche weg nach der Brust zu, streifen mit den Händen über die Schenkel weg, und die Federn sind gleich alle weg. Ich habe selbst mit Ver-

Verwunderung gesehen, daß auf diese Art in ein Paar Minuten ein Kapaun ganz gerupft war. Ich überzeuge mich aber auch, daß unter Tausenden von Menschen keiner die Fertigkeit, als Herr Butziger hat. Noch andere machen es folgender Gestalt: Nachdem das Thier abgeschlachtet worden, und recht gut ausgeblutet hat, so stecken sie es ganz in kaltes Wasser, und lassen es so lang darin stecken, bis alles erkaltet ist; sodann aber nehmen sie dasselbe heraus, legen es in eine Mulde, und übergießen es mit siedend heißem Wasser, wenden es darin fleißig um, damit es an jedem Fleckchen gebrühet werde. Ist das heiße Wasser nun so weit abgekühlt, daß man die Hände darin leiden kann, so rupfen sie es, welches dann sehr leicht und geschwind geht. Ist das geschehen, so stecken sie das Geflügel, ehe sie es ausnehmen, wieder in kaltes Wasser, und nehmen es, wenn alles wieder erkaltet ist, heraus, putzen alles kleine Federwerk ab, und nehmen es dann aus.

Bisweilen ist es der Fall, daß sich das Flügelwerk beim Abschlachten erschreckt und kein Blut gehen läßt. Geschieht dieses nun, so kann man gleich helfen; man nimmt da nur ein Stückchen Holz und schlägt das Thier zwischen die Flügel und den Leib; und es wird gewiß gleich anfangen zu

bluten. Einige Oekonomen schlachten auch wohl ein Stück Geflügel ab, lassen es laufen und sich so verbluten; allein das ist eben nicht nöthig, so wie es dann auch eben nicht nöthig und besonders nützlich ist, daß man einen abgestochenen Truthahn von einem Thurme herunter flattern läßt. Wie die Thiere übrigens ausgenommen und aufgezäumt werden müssen, weiß wohl jede Hausmutter oder Köchin, so daß es wohl nicht nöthig seyn dürfte, sich hier in eine weitläufige Erklärung darüber einzulassen. Was das Abschlachten der Tauben betrifft, so schlachtet man diese entweder ebenfalls unter der Kehle ab, wie die Truten und das Hofhühnergeschlecht, oder man schneidet ihnen durch den Schnabel die obere Hälfte des Kopfs ab, und krazt das Gehirn mit einem Messer heraus, läßt sie recht ausbluten, rupft sie, und nimmt ihnen die Haarfederchen entweder blos mit der Messerspitze und dem Daumen ab, oder man drehet sie geschwind über einem Strohfeuer herum und sengt sie so ab. Geschieht dieses leztere, so muß man sie mit Kleien und warmen Wasser sauber abwaschen, und sie sodann abtrocknen.

§. 81.

Mit dem Abschlachten der Gänse verfährt man folgender Gestalt. Des Abends vorher, giebt man

ihnen

ihnen nichts mehr zu saufen, damit beim Abschlachten nicht etwa Wasser unter das Blut laufe, und sind die Federn unter dem Bauche vielleicht schmuzig, so wäscht man sie und streuet ihnen reines Stroh unter, oder bindet ihnen die Beine und Flügel, legt sie unter den Ofen und läßt sie trocken werden. Soll es nun zum Abschlachten selbst gehen, so bindet man ihnen ebenfalls die Füße und Flügel und hängt sie bequem auf; sodann rupft man ihnen oben auf dem Kopfe, wo eine kleine Tiefe oder ein Grübchen bemerkbar ist, die kurzen Federn aus, und sticht alsdann mit einem scharfen spitzigen Messer in den Kopf, sezt zu gleicher Zeit einen saubern Topf, worein man etwas Essig gethan hat, unter, fängt das auslaufende Blut unter beständigem Umrühren auf, und verwendet es zur Bereitung des Gänseschwarzes, Gänsepfeffers oder Gänsesauers; indem man in demselben den Kopf, Hals, Flügel, Füße mit den Gedärmen, den Magen und die Leber der Gans kocht. Unterläßt man das Umrühren des Bluts, so gerinnt es, und wird zur Bereitung des Gänseschwarzes untauglich.

Nach dem Abschlachten und Ausbluten rupft man die Gans, stoppelt sie wohl ab, drehet sie etwas geschwind mehrmalen über einem brennenden

Stroh-

Strohwische herum, und sengt ihr so die zurückgebliebenen Flaumfederchen und Haare ab. Vorzüglich hält man die Füße etwas noch übers Feuer, damit sie etwas aufprallen, und sich beim Abputzen die grobe Haut desto besser von ihnen abziehen läßt. Ist die Gans abgesengt, so legt man sie in eine Molde, und wäscht sie mit warmen Wasser und etwas Waizenkleie tüchtig, spühlt sie sodann noch mit kaltem Wasser sauber ab, und nimmt sie sodann aus. Bei dem Ausnehmen pflegt man denn auch wohl, so wie dies in geringen Gegenden gebräuchlich ist, die Därmen der Länge nach aufzuschlitzen, zu säubern, auszuwässern, sie sodann um die abgeschnittenen Gänsefüße zu wickeln, sie mit unter dem Gänseschwarz zu kochen, und so zu verspeisen.

Die Enten schlachtet man eben so wie die Gänse ab, daher wir hierüber weiter nichts zu bemerken haben. —

§. 82.

Das Trut- und Hofhühnervolk, so wie Tauben und Enten verspeißt man bekanntlich alle frisch als Braten, und zum Theil auch wohl in Suppen; die Gänse aber, von denen man die mehrsten auch frisch und zwar gebraten verspeißt, pflegt man auch wohl zu räuchern, oder auf eine andere Art nemlich

lich schon etwas zugerichtet, aufzubewahren. Wir wollen daher hier noch diese beiden Methoden der Erhaltung der geschlachteten Gänse betrachten. —

Das Räuchern der Gänse kann auf eine doppelte Art geschehen, nemlich:

a) auf gemeine Art, und

b) auf pommersche Art.

a) Das Räuchern der Gänse auf gemeine Art.

Man schneidet die geschlachteten und ausgenommenen Gänse am Rücken herunter auf, oder theilt sie auch gleich in zwei Hälften, vermischt sodann Salz mit etwas Salpeter, und reibt dieses Gemische tüchtig in das Fleisch, vorzüglich aber zwischen die Knochen und das Fleisch, legt sie hierauf in ein Geschirr und streuet Schichtweis Salz darüber her, gerad, als wenn man Schweinefleisch einzusalzen pflegt, legt ein Bret darauf, beschwert dieses mit einem Gewichte, und gießt alle Tage die Brühe, welche man durch ein unten an dem Geschirre befindliches Löchelchen abzapft, darüber her. Wenn sie nun etliche Tage so gelegen so nimmt man sie heraus, und hängt sie in eine Rauchkammer oder Feuermauer, wo nur Rauch, aber keine Feuerhitze

hin-

hinrauchen kann, und zwar so, daß kein Stück das andere berühre. Sind sie nun ein wenig im Rauche angelaufen, so thut man wohl, wenn man sie über und über mit einfachem Papiere bewickelt, und sie sodann vollends zur Genüge räuchern läßt, welches in vierzehn Tagen oder höchstens drei Wochen ganz sicher geschehen seyn wird. —

b) Das Räuchern der Gänse auf pommersche Art.

Man pöckelt oder salzt die Gänse eben so ein, wie wir kaum bemerkt haben, legt aber auch wohl, um eine recht starke Röthe zu bewirken, Schipperchen von einer rothen Rübe darauf oder dazwischen. Wenn nun die Gänse lange genug eingepöckelt waren, so nimmt man sie ganz naß heraus, bestreuet sie über und über mit trockner Waizenkleie, und wälzt sie so lange darin herum, bis man von ihrem Fleische und Fette gar nichts mehr sehen kann. Genug! sie müssen ganz überpappt seyn. Hierauf hängt man sie vorbemerkter Maaßen in den Rauch, läßt sie acht Tage darin hängen, nimmt sie sodann heraus, hängt sie noch acht Tage auf einen luftigen Boden, bürstet oder reibt ihnen hernach mit einem zusammengewickelten leinen Lappen die Kleie sauber ab, und hebt sie in einer luftigen Vorraths-

kammer, wohin die Sonnenhitze nicht kann, zum künftigen Gebrauche auf. Dieses sind nun die berühmten Spick- oder Flickgänse, die von aussen schön gelb, im Specke weiß, im magern Fleische aber appetitlich roth aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohlschmeckend erhalten. —

§. 83.

Das Erhalten der zum Theil schon zugerichteten Gänse bewirkt man auf eine doppelte Art: Man theilt nemlich entweder die Gänse, nachdem sie ausgenommen werden, in vier Theile, überstreuet sie mit Salze, und läßt sie etliche Stunden liegen, kocht sie nachher etwas ab, und zwar so, daß sie nicht zu weich werden, und legt sie, nachdem sie wieder kalt geworden, in einen Topf oder auch in ein Fäßchen, legt Lorbeerblätter, Rosmarinblätter, Muskaten, Nelken und Pfefferkörner dazwischen, gießt sodann guten Weinessig darüber, verschließt das Gefäß oben mit einem Deckel, und hebt es an einem kühlen Orte auf. Hat man nun Appetit, oder bekömmt vielleicht unverhoften Zuspruch, so hohlt man nach Bedürfniß heraus und verspeißt es. Statt des Weinessigs kann man auch eine aus Kalbsfüßen gekochte Gallerte über die eingelegten Gänse gießen, und diese in der Folge mit verspeisen.

Oder

Oder man macht es so:

Nachdem die Gänse abgesengt waren, so hebt man ihnen die Keulen in die Höhe, und nimmt den großen Knochen heraus; nimmt sodann die Gans aus, schneidet sie in die Länge in zwei Stücke, und nimmt die Knochen gleichfalls heraus. Alsdann überstreuet man das Fleisch mit feinem Salze, läßt es fünf bis sechs Stunden liegen, damit es das Salz gehörig aufnehmen könne. Hierauf läßt man es in dem Safte über dem Feuer bis zum Sieden kochen, oder aufwallen, nimmt es sodann heraus, um es abtröpflen und kalt werden zu lassen, legt es hernach, indem man Lorbeerblätter, Muskaten, Nelken, und Pfefferkörner dazwischen streut, in einem Fäßchen oder andern Gefäße übereinander, und wenn dasselbe voll ist, füllt man die Lücken mit Schmalz, und macht es nicht eher zu bis es erst ganz kalt ist, und verwahrt es hernach ebenfalls an einem kühlen Orte, nemlich im Keller.

Ueber die Mastungsanstalten des Federviehes siehe

1) J. C. Christ. Vom Mästen des Rind-Schweine-Schaf- und Federviehes. Nebst beigefügten Erziehungsregeln des Viehes, Behandlung des Fleisches und Fettes vom ge-

geschlachtetem Mastvieh, und andern dahin einschlagenden ökonomischen Lehren. Frankfurt a. M. 1790.

2) Praktische Anweisung, alles Federvieh wohlfeil und in kurzer Zeit vollkommen zu mästen. Zweite verbesserte Auflage. Koburg 1790.

Diese Abhandlung ist aus dem vierten Theile der Hausmutter, worin am Ende von der Federviehzucht abgehandelt wird, abgedruckt. —

§. 84.

d) Die Benutzung der Excremente des ökonomischen Flügelwerks.

Die Excremente des ökonomischen Flügelwerks sind bei weitem nicht eine so unbedeutende Sache, als mancher glaubt; denn man mag sie entweder verkaufen oder selbst benutzen, so werden sie immer einträglich seyn; im ersten Falle in Hinsicht auf Geldeinnahme, und im zweiten Falle in Hinsicht des Pflanzenertrags.

Die Zeit, den Hühner- und Taubenmist aus den Ställen zu bringen, ist gewöhnlich das Frühjahr und der Herbst, obwohl man die Hühnerhäuser oder Ställe das Jahr hindurch mehrmalen reinigen

kann. Bei den Tauben aber säubert man die Schläge deswegen gern im Frühjahre, damit man sie in der Folge durch dieses Geschäfte im Brüten nicht zu stören braucht, und im Herbste? — weil da das Eierlegen, Brüten und Jungenerziehen zu Ende ist. Inzwischen muß man ihnen doch auch den Sommer durch zuweilen ihre Nester reinigen, damit sich das Ungeziefer in denselben nicht zu sehr anhäufe; und sollte etwa im Sommer ein Zeitpunkt eintreten, wo keine Eier und keine junge halbgewachsenen Tauben vorhanden sind, so thut man auch wohl, wenn man da den ganzen Taubenschlag puzt und ausfegt. Dieses ist für die Tauben eine wahre Wohlthat; denn sie lieben, wie alles Federvieh, vorzüglich die Reinlichkeit, und hassen selbst den Gestank, den ihre eigenen Excremente verursachen. Zur Wegräumung des Mistes in den Hühnerställen braucht man eine scharfe Krücke und einen Besen; zur Wegräumung der Excremente in den Taubenhäusern oder Schlägen aber, ein eisernes Instrument, wie eine Trogkratze, womit man sie aufscharren und abkratzen kann. Um die Nester zu reinigen, nimmt man eine sogenannte Mauerkelle, oder ein anderes Instrument, das vorn nicht rund, sondern eckigt ist; und dann kehrt man, wenn auch diese gereinigt sind, den ganzen Stall mit einem scharfen Besen noch ganz rein aus. Sind die

Stäl-

Ställe, sowohl Hüner- als Taubenhäuser gehörig gereinigt, so bestreuet man den Boden mit Sand, und räuchert die Wohnungen mit Lavendel oder Thymian aus, so wie es dann überhaupt gut ist, wenn man dieses Räuchern das Jahr hindurch mehrmalen wiederhohlt.

Will man den aus den Hühner- und Taubenhäusern gefegten Mist, nicht gleich verwenden, sondern ihn, bis man mehr davon zusammen bekömmt, aufheben, so hat man hier folgendes zu beobachten: Man muß ihn nemlich an einem vor Wind und Regen sicheren Orte aufbewahren, ihn jedoch aber auch nicht oben unter dem Dache, wo er der größten Hitze im Hause ausgesetzt ist, aufschütten. Den Mist selbst aber braucht man in der Folge für Gärten, Feldungen und Wiesen. Man benuzt ihn auf Mist- Pflanzen- und Spargelbeete, in Weinberge, vorzüglich aber streuet man ihn auf Wiesen, wo er sodann die sogenannte Katzenzahl, oder den Sumpfpferdeschwanz equisetum palustre Lin. und den Feldpferdeschwanz oder das Schaftheu, equisetum arvense Lin. welches beide sehr schlimme Wiesenunkräuter sind, wegbringt.

Ueberhaupt thut der Hühner- und Taubenmist in einem feuchten und kalten Boden ganz unver

 gleich-

gleichliche Dienste; er wirkt schnell; dies bewirkt aber auch daß seine Wirksamkeit eben von keiner langen Dauer ist, so wie er denn bei dürren Jahren wirklich auch schädlich seyn kann; indem die Pflanzen und Gewächse, welche man damit gedingt hat, ganz gelb werden. — Um dieses letztere zu verhüten, muß man entweder oft gießen, oder den Mist folgender Gestalt zubereiten. Man bringe ihn nemlich auf einen Platz, wohin es nicht regnen kann, gieße Mistjauche mit anderm Wasser darüber, rühre ihn tüchtig durch einander, lasse ihn fünf bis sechs Tage liegen und in Gährung übergehen. Findet man denn, daß er inwendig warm ist, so rühre man ihn nochmals durch einander, und gieße, wenn er etwa zu trocken ist, wieder etwas von der vorigen Brühe dazu. Merkt man nachher, daß sich die innere Wärme verliert, und die Gährung meistens vorüber ist, so gießt man abermals Mistjauche darunter, und läßt dann die ganze Mischung, die man tüchtig durch einander gearbeitet hat, noch etliche Wochen liegen. Darauf breitet man den Haufen auseinander, und macht ihn im Schatten nach und nach ganz trocken, und benuzt ihn sodann nach Belieben.

Was ist aber noch mit dem Miste der Gänse anzufangen? Dieser ist frisch zu ätzend, als daß man ihn in diesem Zustande zum Düngen verwenden

könn=

könnte; denn wenn eine Gans ihren Dreck auf den Rasen fallen läßt, da wird gewiß in kurzer Zeit das Gras bald weggefressen seyn, wie dieses jedem Oekonomen nicht unbekannt seyn wird. Bekanntlich wird er, indem man den Gänsen, so wie andern Vieh unterstreuet, mit unter den übrigen Mist auf den Hof oder die Miststätte gebracht. Hat man aber etwa kein anderes Vieh, folglich auch keinen andern Mist, so daß man ihn dennoch ganz allein brauchen muß, so ist es nöthig, daß man ihm seine ätzende Kraft benehme. — Dieses aber kann man folgender Gestalt bewirken: Man schüttet ihn auf einen Haufen, mischt Flachsannichen darunter, läßt ihn damit ein halb Jahr liegen, in Fäulniß übergehen, benimmt ihm so seine ätzende Kraft, und seinen bisherigen bösen Namen, und verwendet ihn sodann nach Belieben. —

Von dem medizinischen Nutzen des Hühner- und Taubenmistes und andern Quacksalbereien, die man damit macht, schweige ich herzlich gern. —

Zweites Kapitel.

Die Feinde des Federviehes, die Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten.

§. 85.

Die Rubrik gegenwärtigen Kapitels zeigt schon an, daß wir hier zweierlei Gegenstände betrachten, nemlich:

1) Die Feinde des ökonomischen Flügelwerks, und dann

2) Die Krankheiten desselben.

1) Die Feinde des ökonomischen Flügelwerks. —

So wie jedes lebende Geschöpf seine Feinde hat, so hat sie auch das ökonomische Flügelwerk, und das zwar sowohl

unter den vierfüßigen Thieren,

als auch

unter dem wilden Geflügel und

unter den Insekten. —

Un-

Unter den vierfüßigen Thieren zeichnen sich folgende vorzüglich als Feinde des Federviehes aus:

a) Der Marder.

Von diesem Geschlechte haben wir zweierlei Arten, die unserm Flügelwerke sehr gefährlich sind, nemlich:

a) der Steinmarder und

b) den Baummarder.

a) Der Steinmarder.

Dieses Thier ist kleiner, als eine zahme Katze, hat einen oben platten Kopf, einen in Verhältniß des Leibes, kurzen Hals, der fast so dick, als der Kopf, und nicht viel dünner als der Leib ist. Seine Farbe ist überhaupt braunröthlich ins Schwarze auslaufend, und weiß an der Kehle und dem Unterhalse. Seinen Aufenthalt hat er in Klippen, Steinhaufen, altem Gemäuer, Scheunen, Ställen, Heuboden, Holzstößen und selbst in Wohnhäusern, wo er Gelegenheit findet, sich zu verbergen. Seine Nahrung besteht in allen Arten der Mäuse, Maulwürfen, Fröschen, kleinen Vögeln, am liebsten aber in dem zahmen Geflügel und seinen Eiern. Er gehet blos des Nachts auf seinen Raub aus; bei Tage aber lauscht er kaum aus seinem düstern Hinterhalte hervor, weil er das Licht und das Angesicht der Menschen scheuet. Er schleicht ganz ver-

 stohlen

stohlen nach den Wohnungen des Federviehes, und zwängt sich oft durch solche kleine Oeffnungen ein, daß man gar nicht glauben sollte, wie es möglich gewesen, daß er hat hindurch dringen können. Das schlimmste bei diesem Spitzbuben ist, daß er fast überall hinzukommen weis. Er klettert an Säulen in die Höhe, springt von einem Balken, und von einem Gebäude auf das andere, das nahe dabei steht, läuft auf den Dächern ganz frei umher, und weis überhaupt vermöge seines scharfen Geruchs ein Taubenhauß bald ausfindig zu machen. Ist er aber auch einmal in der Wohnung einer Art von Hofgeflügel, dann ist sein Blutdurst unersättlich; er mordet alt und jung, beißt ihnen die Köpfe ab, und hört nicht eher auf bis alles todt ist. Das Weibchen geht neun Wochen dick, und wirft dann drei bis sieben Junge, die blind gebohren werden, und so neun Tage bleiben. Man fängt ihn theils in Fallen, theils in sogenannten Tellereisen, die man auf seinen Wechsel, den er selten verändert, legt; oder man treibt ihn durch Klopfen, Trommeln u. d. g. aus den Gebäuden, und erlegt ihn dann mit der Flinte. Wozu man auch um so mehr Ursache hat, als er ein gar zu großer Würger ist.

b) Der Baummarder.

In der Bildung unterscheidet sich dieses Thier von dem Steinmarder durch einen etwas kürzern

Kopf

Kopf und ein wenig längern Laufe, und ist überhaupt auch etwas größer. An Farbe weicht er von jenem dadurch ab, daß die Kehle dottergelb und der übrige Körper, außer den schwarzen Läufen und der Ruthe von schöner Kastanienfarbe ist. Den Tag über liegt er in den hohlen Bäumen, in den Nestern der Eichhörnchen, den Horsten der wilden Tauben, den Nestern der Raben und Krähen, und gehet in der Nacht auf den Raub aus. Er lebt von den Vögeln, die er aus den Nestern und Dohnen oder Schlingen holt, und des Winters geht er den Hühnern und Tauben nach. Seine Ranzzeit ist im Februar; das Weibchen geht auch neun Wochen trächtig, und wirft dann in einem hohlen Baume oder in einem Neste eines Eichhörnchen vier bis sechs Junge, die anfänglich blind sind. Man erlegt ihn eben so, wie den Steinmarder.

b) Der Iltis.

Diesen Dieb nennt man an einigen Orten auch Ratz, Ellkatze und wegen seines üblen Geruchs auch Stinkmarder. Er wird häufiger als der Marder angetroffen, ist aber an Größe und Gestalt dem Marder ziemlich ähnlich; nur unterscheidet er sich durch einen etwas dickern Kopf mit spizziger Schnauze, hauptsächlich aber durch die dünnen, dunkelbraunen Stachelhaare mit gelbem

Grunde und ganz gespaltene Fänger. Er wohnt in Häusern, Ställen, Scheunen, auf Heuböden, in altem Mauerwerke, unter Holzhaufen, unter Bäumen, die hohle Wurzeln haben, in hohlen Weidenstämmen, Felsenritzen, auch in alten Fuchsbauen und Kaninchenhöhlen. Er nährt sich von allerhand, gemeiniglich aber zum Schaden des Landwirthes. Hühner, Küchelchen, und besonders die Eier sind seine liebste Speise, daher er sich auch gern nah bei den Wohnungen aufhält. — Er schleicht sich eben so wie der Marder, und durch eben solche kleine Oeffnungen in die Wohnungen des Flügelwerks; erwürgt alles, beisset ihm den Kopf ab, und schleppt es nachher, wenn er sonst Zeit hat, Stück für Stück fort, um sich so mit gutem Vorrathe zu versorgen. Wenn er die durch sein Würgen gemachten Leichen nicht durch die enge Oeffnung, durch welche er sich hineingezwängt, bringen und fortschleppen kann, so saugt er ihnen das Blut aus, oder frißt das Gehirn von ihnen, und nimmt blos die Köpfe mit fort. Ueberdies säuft er auch noch die Eier aus; indem er sie durch ein kleines Loch mit der Zunge ganz rein ausleert. Bei meinem ehemaligen vierjährigen Aufenthalte in Schloß Vippach erlebte ich selbst den Fall, daß dieser stinkende Nachtschleicher in einer Nacht dreizehn junge Enten aus dem Stalle holte, und sie

durch

durch ein sehr enges Loch, worin man noch die Spuren von Blut bemerkte, forttransportirt, und auf den Heuboden, wo man die Federn fand, und die Heimath des Diebes am Geruche merkte, geschleppt hatte. Er ranzt im Februar, das Weibchen geht neun Wochen dick und wirft sechs bis sieben Junge. Man fängt ihn theils in den bekannten Iltisfallen, theils in Tellereisen, theils in Dratschleifen, und schießt sie auch theils.

§. 86.

c) Die Katze.

Dieses bekannte Hausthier besucht bei Tage und auch des Nachts die Taubenhäuser, und holt sich eine oder ein Paar Junge und verzehrt sie. Das schlimmste aber, was allezeit nach dem Besuche der Marder, Iltisse und Katzen erfolgt, ist, daß die Tauben ihre Wohnung meiden, nicht hineinwollen und lieber des Nachts auf den Dächern herum zerstreut sitzen, bis man sie endlich nach und nach wieder herbeilockt. Wenn man die Wohnungen des Federviehes des Nachts gehörig verschließt, und die Taubenhäuser so einrichtet, wie wir wir oben bemerkt haben, so wird nicht leicht ein räuberischer Besuch zu befürchten seyn. Sonst aber kann man bei den Taubenhölen, Taubenschlägen und Taubenhäusern noch folgende Vorkehrung treffen. Man nagelt nemlich unter den Taubenhölen

len und an den Seiten derselben weg, etwas lange spitzige Latten so nahe an einander, daß keiner von den ungebetenen Gästen durch kann. Da auch zugleich diese Latten palisadenartig wegstehen und oben stark zugespizt sind, so kann auch keins von den Raubthieren drüber weg. Eben diese Verrichtung macht man auch bei den Taubenschlägen. Man versiehet nemlich alle vier Seiten des Fluglochs mit ähnlichen Latten, und verhindert so, daß, wenn man auch etwa des Abends den Schlag zu verschließen vergessen hätte, und vielleicht ein Marder, Iltis, oder eine Katze auf dem Dache herumspatzieren sollte, keins von diesen Thieren hinein kann.

Bei auf Pfosten oder Säulen ruhenden Taubenhäusern wendet man am besten folgende Sicherungsmittel an. Man nagelt entweder in der Mitte einer jeden Säule, oder auch noch etwas höher, ein Paar Schuhe langes Blech um dieselbe herum oder man schlägt in eben diese Gegend eiserne Stacheln, oder man bringt endlich an jede Seite der Säule blos aus einem Brete geschnittene Scheiben an, die sich an dem runden Nagel, womit man sie durch ihren Mittelpunkt an die Säule geheftet hat, herum drehen. Alle diese Mittel hindern gewiß den Zuspruch der kaum genannten Gäste. Die Bleche sind glatt; es kann sich mithin

kein Thier, wenn es auch noch schärfere Krallen hat, daran halten; die Stacheln sind spitzig, stechen mithin und die Scheiben drehen sich, sobald nur etwas darauf kömmt, und bewirken so gewiß ganz unstrittig, daß das an der Säule hinaufkletternde Thier, sobald es nur mit seinen Vorderfüßen auf eine solche Scheibe kömmt, wieder herunter purzelt.

Ueberhaupt aber wird man schon durch Fallen, Tellereisen und durch die Flinte, wie wir bereits an seinem Orte bemerkt haben, dergleichen vierfüßige Diebe aus der Welt zu schaffen suchen.

Hat sich aber etwa eine Katze den Besuch der Taubenhäuser angewöhnt, so kömmt es darauf an, wem sie gehört. Gehört sie dem Eigenthümer der Tauben, so wird sie dieser schon abschaffen; gehört sie einem Nachbar, so wird er diesen ersuchen, seine Katze abzuschaffen, und im Falle dieses dann nicht geschiehet, ihm drohen, sie selbst auf die Seite zu räumen, oder sie einmal ohne Schwanz nach Haus zu schicken.

§. 87.

d) Der Fuchs.

Dieser rothe, arglistige und schlaue Dieb wohnt gewöhnlich unter der Erde in einem Baue, den er entweder auf freiem Felde, unter Anhöhen oder Bäumen, in Waldungen, und in Felsen selbst gräbt, oder dem Dachse abnimmt, und her-

nach erweitert, und ihn mit besonderen Fluchtröhren, durch die er im Nothfalle seinen Ausgang nimmt, versieht. Seine Nahrung besteht in allerhand Thieren, deren er sich bemächtigen kann, besonders ist er dem Federwildpret, und den Enten und Hühnern vorzüglich auf einsam liegenden Höfen sehr gefährlich. In Dörfer geht er so leicht nicht, und da er seinen Fraß vorzüglich auf der Erde sucht, so geht er nicht auf Hühner- und Taubenhäuser, wohl aber in Gänse- und Entenställe, und in Fasanerien feiert er sein größtes Fest. Kann er Hühner in den Gärten erwischen, so sind sie ihm gewiß eine sehr angenehme Beute. — Er ranzt im Februar, die Füchsin geht neun Wochen dick, und wirft alsdann fünf bis sieben Junge, die blind gebohren werden, und in diesem Zustande vierzehn Tage bleiben, und dann oft mit der lebendigen Beute, die ihnen von den alten gebracht wird, spielen. Man fängt diesen Räuber entweder in den bekannten Fuchsfallen, oder schießt ihn, oder gräbt ihn aus. Man reizt ihn auch, wenn man den ängstlichen Ton oder das Gequäkse eines gefangenen Haasens nachahmt, wo er dann Beute zu machen glaubt, davor aber tüchtig auf den Pelz gebrennt wird. Am bequemsten aber fängt man ihn mit dem Tellereisen, das man bedeckt und mit folgender Witterung belegt: Man nimmt nemlich

ein

ein Pfund frisches Schweinefett, und läßt dieses in einem neuen Topfe schmelzen. Alsdann wirft man drei zerschnittene Zwiebeln hinein, und wenn diese braun gebraten, ein Stückchen Kampfer eines kleinen Fingers lang. Sobald der Kampfer zergangen ist, so legt man kleine Stückchen Brod in der Größe der Haselnüsse in die Masse, und wenn diese röthlich werden, so thut man endlich zwei Löffel voll Honig hinzu. Wenn alles dieses zusammen einigemal aufgekocht hat, so nimmt man ein Stückchen Brod heraus, und bedient sich desselben folgender Maaßen: Man nimmt ein Hammelgekröse, tunkt es in diese Mischung, bestreicht es damit, und schleppt es hinter sich her bis zum Anstande oder dem gelegten Eisen, und läßt von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dem gebratenen Brode fallen. An das Eisen befestiget man dann die Witterung gut, damit sie der schlaue Fuchs, ohne sich zu fangen, nicht wegschleppe. Diese Masse kann man lange in einem wohlverwahrten Topfe aufhalten.

§. 88.

e) Das Wiesel.

Man hat zweierlei Arten von diesem Geschlechte, nemlich das große und das kleine. Beide unterscheiden sich aber blos durch ihre Größe von einander. Der Kopf, Hals und Leib ist bei

diesem

diesem schlanken Thierchen beinah von einerlei Dicke, und dadurch sind sie im Stande, durch alle Ritzen zu schlüpfen, durch welche sie nur immer den Kopf durchpressen können. Einige sind bräunlich oder roth mit weißen Kehlen, andere sind ganz weiß mit einem schwarzen Blümchen an der Ruthe. Ihren Aufenthalt haben sie in Steinhaufen, Felsenklüften, an den Ufern der Flüsse, in hohlen Bäumen, auf den Wiesen und Aeckern, in Maulwurfsbauen, welche sie sich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten, in Dörfern unter Holzhaufen, in Scheunen, auf Heu- und Strohböden. Sie ernähren sich von Hühnern, Tauben, Eiern und jungen Hasen. Ihre Ranzzeit ist im März; die Mutter trägt ungefehr fünf Wochen, und bringt dann sechs bis acht Junge, die blindgebohren werden, und binnen neun Tagen die Augen auch nicht öffnen. Ihr Balg, besonders der weißen, wird von unsern Landleuten zur Vertreibung des Geschwulstes, besonders an den Eutern der Kühe mit dem besten Erfolge gebraucht. Man fängt und schießt sie. Da sie aber auch gar zu gern Eier aussaufen, so kann man sich auch folgenden Mittels zu ihrer Vertilgung bedienen. Man nehme nemlich frische Eier, mache ein kleines Loch hinein, und thue Mercurium sublimatum darein; lege sodann diese Eier an jene Oerter, wo man

glaubt,

glaubt, daß sich die Wiesel aufhalten. Werden sie nun die Eier gewahr, so saufen sie selbe nach ihrer Gewohnheit aus, und kommen gewiß nicht wieder.

f) Die Ratten.

Diese garstigen kahlschwänzigen Thiere machen sich nicht nur über das noch ganz junge Flügelwerk her, sondern saufen auch die Eier aus. Man kann sie folgender Maaßen wegräumen: Man nimmt:

Anisöl, zwei Loth

Arsenik oder Hüttenrauch, ein halb Pfund.

Geriebene Krähenaugen, vier Loth.

Schweinefett, ein Pfund,

mischt alles dieses unter einander, macht Pillen daraus, und stellt davon an den Ort hin, wo man sie bemerkt hat, oder wirft sie in ihre Löcher, wenn man sie nemlich weiß.

Will man aber noch kürzer davon kommen, so darf man nur große Rosinen nehmen, diese spalten, in jede etwas Arsenik thun, und sie so an die Plätze streuen, wo die Ratten am mehrsten hausen. Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß die Rosinen eine Lieblingsspeise der Ratten sind und daß eben sie die beste Art von Pillen sind, worin man den Ratten das Gift beibringen kann.

§. 89.

Unter den Raubvögeln sind folgende vorzüglich als Feinde des Flügelwerks bekannt.

1) Der kleine Adler.

Diesen Raubvogel nennt man auch den Entenadler, Gänseadler, Schelladler und kleinen Steinadler. Er ist nicht über drittehalb Fuß lang und überhaupt ein klagender Vogel, dessen Körper rostbraun, weisgefleckt, und dessen Fänge bis auf die Krallen befiedert sind. Er hält sich nur einzeln in Deutschland auf. Im Jahre 1793 wurde hier einer bei Schloß-Vippach geschossen. Seine vorzüglichste Nahrung besteht in Enten und Tauben, so wie auch in großen und kleinen Feldmäusen.

2) Der Hühnergeier.

Dieser bei uns recht gut bekannte Vogel wird auch Gabelweih, Gabelgeier, Stößer, Hühnerdieb und Weyhe genennt. Die Länge seines Körpers von der Spitze des Schnabels bis an die Fußsohlen beträgt zwar nicht über sechszehn Zoll, und doch kann er seine beiden Flügel beinah fünf Fuß weit ausspannen. Sein Augenring und seine Füße sind gelb, die Krallen schwarz, der Schnabel hornfarbig gegen die Spitze schwärzlich, und der lange gabelförmige Schwanz hat eine Fuchsrothe Farbe. Er bringt den größten Theil seines Lebens in den Lüften zu, sezt sich sehr selten, und durchstreicht fast jeden Tag gleichsam schwebend unermeßliche Räume.

3) Der Weyhe.

Man nennt diesen gleichfalls bei uns sehr bekannten Vogel, auch Mäusefalke, Busard, Rittelweyhe und Sumpfweyhe. Er hat ungefähr die Größe eines Kolkraben, ist oben aschgrau, unten weis und dunkelbraun gesprenkelt und gewellt. Nebst den jungen Haasen, Kaninchen, sind auch Rebhühner und Tauben eine angenehme Beute für ihn, so wie er dann auch gern die Vogelnester ausplündert. —

4) Der Ringelfalke.

Man nennt diesen auch Halbweyhe, aschfarbenen Falken und Bleifalken. Er hat einen eulenartigen Kopf. Das Männchen ist aschgrau oder bleifarbig, der Bauch blaß und mit länglichten rothen Federn besezt. Das Weibchen aber hat einen dunkelbraunen und rostfarbenen gefleckten Oberleib und einen gelblichen mit dunkelbraunen Flecken besetzten Unterleib. Obschon seine meiste Nahrung in Feldmäusen, Maulwürfen bestehet, so sucht er sich doch auch Tauben, Lerchen und andere kleine Vögel zu verschaffen. — Im Sommer hält er sich in den Wäldern, wo er auch horstet, auf, im Herbste und Frühjahre aber trift man ihn als gewöhnlichen Raubvogel in den Ebenen an, wo er immer über der Erde hinschwebt. —

5) Der Rostweyhe.

Dieser ist viel kleiner als die gemeinen Weyhen, auf dem Kopfe röthlich gelb, auf dem übrigen Oberleibe chokolatenbraune mit rostfarbenen Flekken. Kehle und Füße sind gelb. Die Flügel bedekken gänzlich den Schwanz und die Oberschenkel sind ganz befiedert. Sein Aufenthalt ist in Gebüschen, im Schilf nahe bei fischreichen Teichen, Flüssen und Sümpfen. Seine Nahrung besteht in Wasserhühnern, *zahmen und wilden Enten*, Fischen, *Kröten, Fröschen*, und im Winter in Feldhühnern. —

6) Der Habicht.

Diesen bei uns ebenfalls sehr bekannten äußerst raubsüchtigen Vogel, nennt man auch Taubengeyer, Stockfalke und Sternfalke. Ueber jedes Augen desselben läuft ein weißer Strich, der Oberleib ist braun, der Unterleib aber weiß mit einer Menge regelmäßiger dunkelbrauner Querwellen. Tauben, Feldhühner und *alles* nützliche Waldgeflügel *sind seine Atzung*. Er ist so frech, die jungen Gänse und Hühner vom Hofe wegzuhohlen. Die Tauben sucht er sowohl auf dem Felde, als auch bei ihren Wohnungen auf. Er stößt von oben herab auf sie, oder jagt sie vor sich her, wo er sie, da sie einen schnellen Flug haben, nicht so leicht erhascht, als wenn er auf sie stößt. Am gefährlichsten aber ist er den Tauben im Frühjahre; er hält sich da deu Tag über um die Dörfer herum,

auf

auf einzelnen Bäumen, auf; daher ihm dann auch die Tauben, die ihre Wohnungen nah am Felde haben, am meisten ausgesezt sind. Er kömmt des Tags gemeiniglich zweimal, nemlich einmal Vor- und einmal Nachmittags, und das zwar gewöhnlich um die nemliche Stunde. Sobald ihn die Tauben erblicken, so eilen sie so schnell, als sie können, ihrem Schlage zu; oft aber erwischt er noch eine vor dem Flugloche, oder nimmt sie in aller Geschwindigkeit gleich vom Dache weg. Mit dem erhaschten Raube fliegt er nicht weit, sondern sezt sich nur auf einen nahen Baum, oder hinter eine Hecke, oder auch wohl gleich im Dorfe in einen Garten an eine Mauer, oder endlich auch aufs freie Feld, rupft da seine Beute, verzehrt sie, oder nimmt sie weiter mit fort. —

§. 90.

7) Der große Sperber.

Dieser, den man auch Taubenfalken nennt, ist etwa so groß, als ein mittelmäßiger Rabe. Seine Farbe ist lichtblau, sein Schwanz etwas lang und die Schwungfedern in seinen Flügeln sind scharf zugespizt. Wenn er seinen Raub auskundschaftet, so fliegt er gern hoch in die Luft; erblickt er ihn aber, so stürzt er gleichsam mit Blitzesschnelle senkrecht herauf auf denselben, hackt ihn, sezt sich bald damit nieder, rupft und verzehrt ihn. Diesen Vogel, den man von Weitem selbst

für eine Taube halten sollte, nennt man auch an einigen Orten Habicht.

8) Die Raben, und unter diesen vorzüglich die Kolkraben.

Auch diese stellen zuweilen den Tauben nach. In Gesellschaft jagen sie eine Taube in der Luft und verfolgen sie mit großem Geschrey. Sie verwunden sie gelegenheitlich mit ihrem Schnabel oder mit ihren Krallen, und lassen selten nach, bis sie sinkt, und dann entweder eine Beute für sie wird, oder doch todt liegen bleibt. —

§. 91.

Dieses wären dann die geflügelten Taubenfeinde. Es bleibt uns daher noch übrig, die Mittel anzugeben, wie sie auf die Seite geschaft werden können. Was nun eigentlich die Beseitigung der eigentlichen Raubvögel betrift, so werden diese

entweder geschossen, oder
in Stoßgarnen, die man
auch Raubstöße nennt, oder auch
auf dem Sättel gefangen. —

Will man einen solchen Raubvogel schießen, so muß man ihm in einem hinterhalte aufpassen, nemlich sich da, wo man ihn mehrmalen bemerkt hat, ganz verstohlen hinstellen, und ihn, wenn er kömmt, auf den Leib brennen. Oder weiß man nah am Dorfe oder bey der Stadt einen Baum auf dem Felde, wo sich vorzüglich der Habicht aufzuhalten pflegt, da schlägt man in einiger Entfer-

nung

nung davon einen Pfosten in die Erde, und an diesen bindet man mit einem Bindfaden eine Taube; tritt sodann auf die Seite und verbirgt sich etwas. Kömmt nun der Raubvogel und siehet sie, so fliegt er auf sie los, kann aber, da sie angefesselt ist, nicht gleich mit ihr fort; man gewinnt demnach desto mehr Zeit, sein Gewehr auf ihn loszudrücken, und ihn zu erlegen. —

Will man die Raubvögel mit einem Stoßgarn fangen, welches wirklich sehr angenehm ist, so verfährt man folgendermaaßen. Man läßt sich aus starkem Zwirn ein Garn stricken, welches ganz die Form eines sehr großen, unten und oben offenen Sackes hat. Mit diesem geht man nun aufs Feld, nimmt vier Stangen, die länger, als das Garn sind, dann mehrere hölzerne Häkchen, und eine Taube, die, wenn etwa Schnee liegt, schwarz, wenn aber keiner liegt, weiß seyn muß, nebst einem Dratgitterchen, das wie ein Hutkopf gestaltet ist, und dann ein Schüsselchen mit Gerste, und ein anderes, worein man Wasser thut, mit. Wenn man sich nun vorher einen recht offenen und freien Platz ausgesucht hat, und mit seinem ganzen Apparate allda angekommen ist, so geht man folgender Gestalt zuwerke: Erstlich macht man beinahe an der Spitze einer jeden Stange von unten hinauf einen flachen Einschnitt, jedoch ohne etwas heraus zu schneiden; sodann schlägt man die Stangen in die Erde, so daß sie ein Viereck bilden, welches so

weit, als das Garn ist. Nun nimmt man die Taube, bindet ihr die Füßgen zusammen, befestiget ein etwa sechs Zoll langes Hölzchen daran, und pflöckt sie so in dem Mittelpunkte des von den eingeschlagenen Stangen gebildeten Vierecks an der Erde, daß sie sich gar nicht regen kann. Ist dieses geschehen, so stellt man ihr ein Schüsselchen mit Gerste und ein anders mit Wasser vor und stülpt das hutkopfförmige Dratgitterchen, welches man noch mit hölzernen Häkchen an die Ende befestiget, über sie her. Nun nimmt man das bereit liegende Garn, schiebt es an den vier aufgerichteten Stangen in die für dasselbe gemachten Einschnitte, und zwar so, daß es nicht zu fest hängt. Auf diese Art bildet es einen ganz unten und oben geöffneten in ein Viereck ausgespannten Sack, in dessen Mitte unten auf der Erde die Taube angefesselt und gleichsam unter einem dräternen Hutkopf eingekerkert ist. Damit nun aber auch dieses ausgespannte Garn nicht vom Winde hin und her geworfen, und so hierdurch die Taube gleichsam aus dem Mittelpunkte entrückt werde, so bereitet man unten auf der Erde das Garn auf allen vier Seiten zwischen den Stangen hübsch aus einander, und befestiget es mit hölzernen Häkchen auf dem Boden. Nun kann man getrost nach Hauß gehen. Kommt dann etwa ein Raubvogel, so wird er von Weitem schon die Taube bemerken, und in seiner ihm natürlichen etwas schiefen Richtung auf sie

hin-

hineinfahren, auf das Garn, welches er, da es ohnehin weiß ist, gar nicht siehet, stoßen, und hierdurch bewirken, daß es von allen vier Stangen, in deren von unten hinauf gemachten Einschnitten es eingeschoben war, herunter fällt, und ihn, nemlich den Räuber, ganz einwickelt. — Ich rede hier ganz aus eigener Erfahrung; denn ich habe durch einen solchen Raubstoß bei Schloß Vippach mehrere Raubvögel gefangen, aber auch einmal gefunden, daß ein solcher grad von oben herunter durch das oben offene Garn gestoßen, das Drat-häuschen aufgerissen und meine schöne weiße Taube verzehrt, und sich auch grad wieder oben hinaus gemacht hatte, ohne das Garn weiter zu berühren. Ich muß aber auch gestehen, daß ich allezeit eine große Freude hatte, wenn ich einen so großen Kerl im Garn verwickelt antraf. Größtentheils lag er auf dem Rücken, guckte mich an, als wenn er Appetit hätte, mich zu verzehren, und wenn ich mit dem Ladestocke von meinem Gewehr nach ihm stieß, that, als wenn er mir eine Patschhand ge-ben wollte. Uebrigens wollte es mir keinmal ge-lingen, so einen freundlichen Gast mit bloßen Hän-den heraus zu wickeln, sondern ich mußte ihm allezeit mit dem Gewehrkolben einen ihm ziemlich unangenehmen Weg weisen. —

§. 92.

Will man die Raubvögel auf dem Sattel, wie es die Jäger nennen, fangen, so verfährt

man folgender Gestalt: Man nimmt eine Taube, sodann ein zwei Finger breites Leder, macht von starkem Pferdhaar Schleifen, so wie man sie zum Dohnen- oder Drosselfang braucht, hinein, bindet alsdann dieses mit Schleifen versehene Leder, welches vom Halse der Taube bis an den Schwanz gehen muß, der Taube, mit kreuzweise über den Rücken bis hinten, geht nachher damit an die Oerter, wo die Raubvögel des Abends entweder zu Holz fliegen, oder des Morgens verstieben. Sobald nun der Raubvogel nach seinem Horste oder Neste fliegt, oder des Morgens verstiebt, und man ihn bemerkt, so läßt man die Taube fliegen, wo er dann bald herunterstürzen und nach der Taube greifen wird. Statt aber seinen Zweck zu erreichen, wird er sich mit einem oder beiden Fängern (Füßen) selbst in den Schleifen fangen, und sodann entweder mit der Taube auf der Erde, oder auf einem Baume anfußen wollen, aber — nicht können. Hat er aber wirklich die Taube, so muß man ihm gleich nacheilen, um ihn auch erlegen zu können; denn läßt man ihm Zeit, so verzehrt er die Taube, macht sich nach und nach aus seinen Fesseln los, und man hat ihm vergebens eine Taube zum Opfer gebracht. —

Die Raben, die man weder durch Raubstöße, noch auf dem Sättel fangen kann, schafft man sich entweder durch die Flinte, durch Zerstöhrung ihrer Nester, oder auch durchs Vergiften vom Halse.

Man

Man schüttet im Winter entweder vom Blute geschlachteter Thiere etwas auf den Schnee und streuet kleingemachte Krähenaugen darauf, oder man füllt Kaldauen mit gepülverten Krähenaugen und hängt sie Stückweis auf den Bäumen herum. Die Raben und Elstern, die von diesem Traktamente genießen, werden gewiß ihren Geist aufgeben — Will man aber im Winter, wo die Raben beim Schnee gern zu Dorfe gehen, so kann man es so machen: Man macht Deuten von Papier, thut unten in dieselbe ein Stückchen Fleisch, oben aber bestreicht man sie inwendig mit Vogelleim, und steckt sie so in den Schnee, so daß bloß ihre obere weite Mündung herausguckt. Wenn nun die Raben kommen, und das Fleisch wittern, so werden sie es gleich wollen aus der Deute herausholen, mit dem Fleische im Schnabel aber auch zugleich die ganze Deute so um den Kopf gezogen und geklebt haben, daß sie gar nicht sehen können. Da kann man sie dann als geblendet und in ihrer großen Verwirrung leicht schießen. —

§. 93.

Unter den Insekten erscheinen vorzüglich:

die Wanzen,
Flöhe und
Läuse

als Feinde des Flügelwerks. —

Die Wanzen stellen sich vorzöglich in den Hühner- und Taubenhäusern ein, verbergen sich theils in

in den Nestern, theils zwischen dem Miste dieser Thiere, beissen und plagen dann jung und alt auf die empfindlichste Art. Das beste Mittel, das man hier noch anwenden kann, ist das fleißige Reinigen der Ställe; denn die Wanzen ganz zu entfernen, dürfte wohl nicht gut thunlich seyn. Man weis ja, wie außerordentlich schwer es mit dem Vertreiben der Bettwanzen hält. —

Die Flöhe hüpfen gleichfalls in den Hühner- und Taubenhäusern herum, und nehmen vorzüglich in den heißen Sommertagen so überhand, daß einem weiße Strümpfe, wenn man mit diesen in einen solchen Stall gehet, in kurzer Zeit mehr schwarz, als weiß erscheinen. Auch hier ist Reinlichkeit der Ställe das beste Mittel.

Die Läuse, die man vorzüglich bei den Hühnern, und bisweilen auch bei den Gänsen antrift, sind auch eine sehr große Plage für diese Thiere. Reinlichkeit der Ställe und Einsträuen des Sandes nebst Einlegen des Farrenkrauts (Polypodium filix) ist hier nicht genug zu empfehlen; dann aber wende man noch folgende Mittel an: Man bestreiche den Thieren, die stark damit behaftet sind, den Kopf zuweilen mit Oel, oder benetze die Thiere mit Küh-Urin, oder mit Wasser, worin Feigbohnen abgesotten worden; oder man nehme ein Viertelpfund weiße Nießwurz, und lasse diese in vier Nösel Wasser so lang kochen, daß nur anderthalb Nösel übrig bleiben; lasse sodann dieses Decokt durch

ein leinen Tuch laufen, thue zwei Loth Pfeffer und ein Loth geröstteten Tabak dazu, und wasche die damit behafteten Thiere etlichemal damit; oder man tödte Quecksilber in Schweineschmalz, als wenn man die gewöhnliche Läusesalbe machen will, bestreiche an verschiedenen Plätzen des Stalles die Winkel und Flecken damit, reinige sodann nach etlichen Tagen den Stall und Streue frischen groben Sand hinein. —

Auch kleine Mücken oder Fliegen, können dadurch, daß sie sich den jungen Gänsen in die Nasenlöcher und Ohren setzen, gefährlich werden, und verdienen daher auch in dieser Hinsicht Gänsefeinde genennt zu werden. Hierwieder bedient man sich entweder des Leinöls, indem man damit in den Monaten Junius und Julius die Ohren der Gänse einschmiert, oder man schüttet etwas Gerste in tiefe mit Wasser angefüllte Tröge Wenn nun die Gänse die zu Boden gesunkene Gerste heraus hohlen wollen, so sehen sie sich genöthiget, die Köpfe bis über die Ohren ins Wasser zu stecken und reinigen sich dadurch von den Mücken und Fliegen. —

§. 94.

2) Die Krankheiten des Federviehes und ihre Heilung.

Einige Krankheiten sind allem Federvieh gemein, andere aber nur dieser oder jener Gattung. Wir betrachten hierzu

1) die

1) die allgemeinen Krankheiten des Federviehes.

Hieher gehöret nun

a) das Mausen oder Federn.

Dieses besteht in dem Ausfallen der alten und neuen Federn, und tritt gewöhnlich zu Ausgang des Sommers oder mit dem Eintritte des Winters ein und dauert bekanntlich mehrere Wochen. Sehen wir die Federn bei dem Flügelwerk als eine Art von Pflanzen an, die nach einem periodischen Wachsthum reif werden, mithin dem höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erlangen, so läßt sich das Mausen, als eine ganz natürliche Erscheinung erklären. Die Federn erreichen nemlich mit den Jahren ihre Vollkommene Reife, und fallen daher aus. Damit aber das Fliegelwerk im Fliegen und andern Verrichtungen nicht zu sehr gehindert werde, auch nicht zu stark in seiner Gesundheit angegriffen werde, hat es die Natur so eingerichret, daß die alten Federn nicht an einem Tage, sondern nach und nach einige Wochen hindurch ausfallen, und die neuen sogleich nachwachsen Daß aber das Mausen, jedesmal mit einer gewissen ihr eigenen Krankheit vergesellschaftet seye, bemerkt man daraus, daß das Vieh zu solcher Zeit wenig Lust zum Fressen zeigt, öfters aufgeblasen und ganz traurig da sitzt, und mit dem Schnabel beständig an den Federn arbeitet. Es giebt sich Müh, die Scheide der neuen Febern zu durchbeissen, um hierdurch

durch das Jucken zu vermindern und das Wachsthum der neuen Federn zu befördern. Die meisten Schmerzen scheint das Flügelwerk alsdann am stärksten zu haben; wenn ihm die größern Federn an den Flügeln und am Schwanze ausfallen. Es ist gut, wenn man das Vieh, um diese Zeit, wenn es etwa viel leiden muß, so viel als möglich warm hält, und ihm gutes Futter giebt. Ein anderes Mittel, das hier anzuwenden wäre, ist mir nicht bekannt. —

b) Die Darre, Darrsucht oder Vermagerung.

Diese Krankheit besteht in Verstopfung und Verhärtung der über dem Schwanze befindlichen Fettdrüse, und diese rührt von einer Verdickung des Bluts und der Lymphe her. Daher sie auch immer Hitze und Verstopfung zur Begleitung hat. Dieses Uebel selbst aber entsteht aus einer schnellen und allzugroßen Erhitzung, aus Wassermangel, wenn sie allzulange Durst leiden müssen, oder aus Durst gezwungen werden, faules und unreines Wasser zu saufen. Die damit behafteten Thiere sind traurig, sträuben ihre Federn, hacken mit dem Schnabel beständig auf die Gegend des Uebels, um die Drüsen aufzustoßen und zu öffnen, und sich Linderung zu verschaffen. Sie fressen dabei wenig, ermatten, zehren sich ab, und sterben endlich, wenn man ihnen nicht bei Zeiten hilft. —

Man

Man schneidet, um eine zweckdienliche Cur vorzunehmen, entweder den verhärteten oder schwürigen Theil ganz weg, bestreicht ihn mit ungesalzener Butter und Asche, oder öffnet die Geschwulst bei reifem Eiter, drückt sie rein aus, und wäscht die Wunde mit warmen Weinessig aus. Während der Krankheit giebt man dem Thiere Sallat, Gerstenkleye und Roggen in einer hinlänglichen Portion Wasser gekocht. Ist das Thier wieder gesund, so thut man am besten, man macht es fett und schlachtet es. Denn bei der zerstörten Fettdrüse, wodurch ihm das Einschmeiren der Federn unmöglich gemacht wird, verkümmert es über kurz oder lang, und stirbt dann an der Auszehrung. —

§. 95.

c) Der Pips.

Diese Krankheit, welche man Phipps, Zips und Pipp nennt, ist eigentlich eine Unreinigkeit der Lymphe, welche die Cirkulation der Säfte hindert, und die Nasenlöcher und zarten Drüsen in der Schleimhaut auf der Zunge verstopft. Es entsteht daraus eine Verhärtung der Zungenspitze, auf welcher sich eine kleine weiße Haut oder Schuppe erzeugt, die eigentlich den Namen Pips hat. Diese Krankheit verstopft anfangs die Nase und ist mit einem Fieber verbunden; zulezt fließt eine schleimigte Feuchtigkeit aus der Nase; die Zungenspitze wird gelb und das Uebel wird unheilbar. Es ent-

entsteht von frischen warmen Brode, von heißem Futter, besonders bei den jungen Hühnern, von unreinem faulen Getränke, oder wenn das zum Saufen bestimmte Wasser in frischen eichenen und fichtenen Trögen steht, und vorzüglich bei den Hühnern im Mangel an Insekten; denn diese scheinen diesen Flügelgeschlechte sowohl zur Nahrung, als auch zur Erhaltung der Gesundheit sehr nothwendig zu seyn. — Die gewöhnliche Kur ist, daß man mit einem Federmesser oder einer Stecknadel die zarte auf der Zungenspitze sitzende Haut abreißt, und sie dem Patienten mit Brod, Butter und etwas Pfeffer zu verschlucken giebt, und die Zunge mit ungesalzener Butter, oder mit Weinessig, worinn Salz aufgelößt worden, bestreicht, einen kleinen Federkiel durch die verstopften Nasenlöcher steckt, und denn das Thier zwei bis drei Stunden von allem Futter und Getränke abhält. Den folgenden Tag giebt man ihm eine in Stückchen zerschnittene Knoblauchszehe mit Butter, oder einige Stückchen Speck, die man in gepulverten rohen Spiesglase umgewälzt hat, ein, und reibt den Schnabel mit Oel ab, in welchem Knoblauch eingeweicht war. —

d) Die Verstopfung.

Diese rührt von zu vielen trocknen und hitzigem Futter her. Zu Pulver geriebene Senesblätter in

Pillen von Mehlteig eingegeben; so wie dann auch Kaldaunenbrüh, in welche man Brod eingeweicht hat, schlagen durch. —

e) Der Durchlauf.

Dieser entsteht von schädlichen Nahrungsmitteln. Wider ihn dient trocknes Futter mit Kümmel, Calmus und Tormentillwurzeln bestreuet, so wie auch warm gemachte Erbsenkleien; oder eine handvoll Gerstenmehl, ein Stückchen Wachs, und ein wenig Essig über dem Feuer in einem irdenen Tiegel wohl unter einander gerührt, und wenn es kalt geworden, den Thieren zu fressen gegeben. —

f) Der Catharr, Fluß oder das Röcheln.

Dieser hat wohl größtentheils seine Quelle in zu großer Kälte oder Hitze. Man heilt ihn entweder durch Reinigung der Nase mit einer Feder, oder wenn an den Augen oder dem Schnabel ein Gewächse entsteht, durch Oeffnung desselben, und Auswaschen der Wunde mit warmen Essig. —

g) Böse Augen.

Wider dieses Uibel quetscht man ein wenig Schöllkraut, Bauernwundkraut und Ephen in einem steinernen Mörser und preßt den Saft aus.

Zu

Zu einem halben Nösel desselben gießt man dann vier Löffel voll weißen Wein, taucht einen feinen Pinsel in dies Augenwasser, und bestreicht Morgens und Abends die Augenlieder damit; oder man nimmt Salmiac, Kümmel und Honig, von jeden gleichviel, zerstößt es durch einander, und schmiert damit die Augen.

h) Der Beinbruch.

Hierbei läßt sich nicht viel machen. Man kann das zerbrochene Bein wohl schienen, und sodann das leidende Thier bei gutem Futter einsperren; allein am besten thut man, wenn man dasselbe lieber gleich abschlachtet und verspeißt.

§. 96.

2) Besondere Krankheiten des Federviehes.

a) Krankheiten der Truthühner.

Da die Truthühner in den ersten Tagen ihres Lebens weder Kälte noch Nässe vertragen können, und überhaupt außerordentlich weichlich sind, wie wir auch bereits oben bemerkten, so sind sie auch in dieser Zeit mannichfaltigen Zufällen unterworfen. Ein vorzügliches Präservativ für verschiedene Uibel ist, daß man ihnen Wasser, worin man etwas we-

niges Pfeffer gekocht hat, zu saufen gebe, und ihnen, da sie der Verstopfung öfters unterworfen sind, zuweilen etwas Baumöl eingebe, so wie es dann auch überhaupt sehr gut, wenn man ihnen bisweilen ganz warme Milch, wie sie von der Kuh kömmt, vorsetze; dieses Mittel schadet nie, und giebt gewiß dem zärtlichen Vieh eine sehr angemessene Nahrung. Sind aber die Thierchen etwas größer, und bekommen Verstopfung, so kann man ihnen durch Eingeben einer Spinne schon Oeffnung verschaffen. — Ueberhaupt aber ist es schon empfehlungswürdig, wenn man ihnen die ersten sechs Wochen ihres Daseyns zuweilen große Ameisen und Ameiseneier vorstreue. Sonst aber ist folgendes noch eine ganz eigene Krankheit der Trute.

Krumme Beine.

Zu diesem Uibel kann die geringste Kälte, oder auch nur das Verbrennen von Brennesseln Gelegenheit geben. Dieses zu vermeiden, ist's nöthig, daß man ihnen von Jugend auf das oben für sie bestimmte Futter gebe, welches nicht zu dünne und schwache Nahrungssäfte macht, und daß man dabei die Ausdünstung gehörig erhalte, als durch deren Zurückhaltung ihre mehrsten Krankheiten entstehen; daß man, wie wir auch oben bereits bemerkten, für die Stärkung ihrer Füße sorge, sie

vor Regen behüte, welcher ganze Heerden tödten kann, indem durch die Kälte und Nässe an der Haut, dieselbe ganz zusammengezogen, und so die Ausdünstung ganz gehemmt wird.

b) Krankheiten der Hofhühner.

Hierher gehört nun:

a) Die Hühnerseuche.

Die Ursache dieser Krankheit ist noch nicht bekannt. Genug die Hühner sterben gleich so häufig weg, als wenn eine Pest unter ihnen wäre, sowie man diese Krankheit auch wohl die Hühnerpest nennen könnte. Folgende zwei Mittel werden dagegen empfohlen:

A) Man siedet eine Handvoll Asche von Eschenrinden in einem Maaß Wasser, und läßt die Patienten davon saufen.

B) Man siedet in einem Maaß Wein und eben soviel Wasser eine kleingehackte Knoblauchszehe und einen Löffel Salz eine halbe Viertelstunde, thut alsdann ein Maaß Baumöl dazu, rührt alles wohl unter einander, und giebt dann davon jedem Huhne des Tags etliche Löffel voll.

b) Die fallende Sucht.

Bemerkt man das Daseyn dieser Krankheit, so beschneidet man den damit behafteten Hühnern die

Nägel, benezt sie mit Wein, und giebt ihnen sieben bis acht Tage gekochte Gerste, und nach diesem gestoßene Blätter von Kohl und Gartensallat zum Abführen mit Watzen zu fressen. —

c) Die Krätze.

Bei dieser Krankheit die Buchoz die Galle nennt, fallen den Hühnern an verschiedenen Theilen die Federn aus. Um sie zu kuriren, bläßt man ihnen mit dem Munde warmen Wein auf den leidenden Theil, und läßt ihn am Feuer oder an der Sonne abtrocknen; und giebt ihnen dabei Kohl und Gartensallat zur Erfrischung unter gutes Futter.

d) Das Podagra.

Diese Krankheit bekommen die Hühner von Erfrieren der Füße oder von unreinen Ställen. Die Füße werden steif und dick; die Thiere können nicht ordentlich gehen, und sich in ihrem Stalle nicht auf den Stangen erhalten. Um sie davor zu bewahren, muß man den Stall immer reinlich halten, und verhindern, daß die Hühner nicht in ihrem eignen Miste gehen, weil ihnen dieser sonst an den Füßen hängen bleibt, und eben dieses Uibel bewirkt; ferner muß man dafür sorgen, daß die Thiere der Kälte nicht zu sehr ausgesetzt sind, das sie des

Nachts

Nachts niemals draußen bleiben, und daß ihr Stall warm genug seye. Um aber die Hühner von dem Podagra selbst zu befreien, reibt man ihnen die Beine mit Hühnerfett, oder wenn man das nicht hat, mit frischer ungesalzener Butter. —

e) Die Aufstößigkeit.

Diese Krankheit, welche eigentlich in Mangel an Freßlust bestehet, rührt von verschleimten Magen und von unverdaulichen Speisen her. Zur Heilung dieses Uebels wirft man den Hühnern nur eine Handvoll große Ameisen, so wie auch Ameiseneier vor. —

f) Das Aufblasen des Kropfes.

Dieses entsteht von zu hitzigen Nahrungsmitteln. Der Kropf wird ganz herausgetrieben, man siehet, indem derselbe ganz außerordentlich gespannt wird, rothe Adern daran; die Hühner räuspern sich und schleudern mit dem Schnabel. Gewöhnlich ist dieser Zufall tödtlich. Will man aber helfen, so schneidet man dem kranken Thiere zur Seite den Kropf auf; nimmt das harte unverdauliche Futter heraus, nähet ihn mit feiner Seide wieder ganz sauber zu, bestreicht die Wunde mit Butter und Essig, und giebt ihn reiches Futter, z. B. kleinge-

hackten Kohl, Sallat mit Kleie und Wasser, in welchem etwas Zucker zergangen ist, vermengt. —

g) Das Schwellen des Kopfes.

Diese Krankheit hat ihre Quelle in feuchtem und dumpfigen Futter. Man reibt den Patienten, um sie zu kuriren, die Zunge fleißig mit Salz, und giebt ihnen Knoblauch mit Butter oder weißen Thran ein. —

§. 97.

c) Die Krankheiten der Tauben.

Unter die den Tauben eignen Krankheiten gehören:

1) Die Schwehrmuth.

Die Quelle dieser Krankheit ist meistentheils ein verdicktes, schweres und schwarzes Geblüt, der ehlose Stand, und ein anhaltendes ununterbrochenes Füttern mit Erbsen. Die damit behafteten Thiere haben wenig Lust zum Fressen, sitzen traurig und mit finstern Geberden da, legen den Kopf rückwärts über die Flügel, und scheinen von innerm Kummern sich das Leben zu verkürzen. Die Mittel gegen diese Krankheit sind so verschieden, als ihre Ursachen. Liegt die Ursach in der Last des unehlichen

chen Standes, so giebt man einer solchen Taube einen Gatten, rührt aber das Uibel von dem langdauernden Genusse der Erbsen her, so giebt man ein anderes Futter; liegt aber die Schuld an dem dicken Geblüte, so dürfte wohl der Tod die nächste Folge seyn; man müßte denn etwa eine Aderlaß, wozu ich aber bei den Flügelwerk keine Anweisung geben kann, versuchen wollen. —

2) Die Krätze oder die Raude.

Die Quelle dieses Uibels sucht man in dem Genusse scharfer Sämereien, besonders von der Wolfsmilch, deren Saamen sie zuweilen fressen, so wie denn auch im Saufen des unreinen und faulen Wassers. — Diese Krankheit verursacht, daß den leidenden Thieren um dem Schnabel und die Augen herum die Federn ausfallen, und sie daselbst kahl und grindig werden. Obwohl sich dieses Uibel mehrentheils, wenn man sonst die Tauben nur reines und frisches Wasser saufen läßt, von sich selbst verliert, so hat man jedoch auch folgendes Mittel, dessen Wirksamkeit mir aber aus Erfahrung noch nicht bekannt ist, vorgeschlagen:

Man nehme
Graues Salz ¼ Pfund
Küchensalz eben soviel.

Fenchelsaamen
Anis
Kümmel, von jedem gleich viel

vermische dieses alles mit etwas Roggenmehl und Leimen; darauf koche man dieses Gemische in zwei Töpfen am Feuer, und streue es, sobald es kalt geworden, in dem Taubenschlage herum. —

3) Die Blattern.

Diese *Krankheit*, welche sich meistens in den warmen Hundstagen und in der Erndte einstellt, und in Blattergeschwüren, welche sich auf der äussern Haut ansetzen, befällt blos die Jungen. Sie soll ihren Grund theils in der Luft, theils in dem Geblüte der Tauben haben, welches durch den Genuß des um diese Jahrszeit oft stinkenden und faulen Wassers in eine Gährung und Fäulung gesetzt werden, und solche durch die *eiternde Blattern* auswerfen soll; *theils soll sie auch in* dem Genusse der kleinen öligten Sämereien z. B. des Hederichs, des Rübsaamens u. d. g. gegründet seyn. Ich vermuthe aber, sie hat ihre Quellen in dem Genusse des annoch zu weichen, noch nicht hinlänglich ausgetrockneten Roggens, den wohl die Alten, nicht aber die Jungen gehörig verdauen können. Man thut wohl, wenn man zur Erndtezeit unter das

Wasser, welches man den Tauben etwa auf ihren Schlag zum Saufen vorsetzt, etwas Spiesglaß thut, welches dann das scharfe Geblüt reiniget. Daß man in den Gasthöfen zur Erndtezeit, wo die jungen Tauben wegen der Blattern wohlfeil sind, indem sie Niemand kaufen will, tüchtig mit dergleichen Patienten traktirt werde, habe ich mehrmalen erfahren. —

§. 98.

d) Die Krankheiten der Gänse.

Zu den eigentlichen Gänsekrankheiten zählen wir folgende:

1) Die Aufstößigkeit.

Beim Eintritte dieser Krankheit, welche ziemlich jähe erscheint, hängen die Gänse die Flügel, wollen nicht fressen und sterben endlich. Man soll gegen dieses Uibel die Eierschaalen, woraus die Gänse gekrochen sind, aufbewahren, die kranken damit räuchern, ihnen Weinkraut in ihr Saufen legen, und sie bei ihrem sonst gewöhnlichen Futter lassen, bis sie wieder anfangen, frisch und munter zu werden.

2) Der Durchlauf.

Diese Krankheit hat ihre Quelle theils in vielen Regen, theils in unreinem Getränke und theils auch im Genusse schädlicher Würmer. Um sie zu heilen, stampft man Keime und Zweige von Tannen und Fichten, weicht selbe in Wasser ein, stellt dann dieses den Gänsen zum Saufen vor, und giebt ihnen des Morgens und Abends Spreu mit geschrotener Gerste vor, und streuet die Woche etwa drei bis viermal etwas Tobacksasche auf dieses Futter. —

3) Der Pips oder Zips.

Die Gänse sind eben so, wie die Hühner dieser Krankheit ausgesetzt. Nur nimmt man hier große Pimpinelle, welche auf den Wiesen wächst, siedet sie so lange mit Wasser, bis sie ziemlich weich geworden ist, und setzt ihnen sodann dieses zum Fressen und die Brühe zum Saufen vor. —

4) Das Aufschwellen des ledigen Kropfs.

Wenn die Gänse mit diesem Uibel befallen werden, so füttere man sie mit Brod und Kohlblättern, und gieße einige Tropfen Brandtewein auf das Brod. —

5) Die Gänseseuche.

Man hat vorzüglich zweierlei Gänsekrankheiten, die unter diesem Namen bekannt sind. Erstere tritt äußerst selten ein, letztere aber, die auch unter dem Namen Gänsesterben schlechtweg bekannt ist, öfterer. Die erste, welche vorzüglich im Jahre 1780 gewüthet, soll ihre Quelle in dem Mehlthaue, der in diesem Jahre so stark vorhanden war, gehabt haben. Die mit dieser Krankheit befallenen Gänse keichten außerordentlich stark, fingen an zu hinken, und krepirten dann ohne Rettung. Herr v. Stoixner räth folgendes Mittel, von dessen Wirksamkeit er sich selbst überzeugt hat, an. Er sagt: „Eine Wirthin, der schon vorher bei zwanzig Stück Gänse auf diese Art krepirten, kam endlich auf folgenden Einfall. Sie behielt ihre kranken Gänse zu Hauß im Stalle, und gab ihnen eine eingebrennte Suppe, blos von gebrannten Mehl ohne Butter und Schmalz, und gab ihnen dabei geschrotenen Hafer. Anfänglich wollten zwar die Gänse die eingebrannte Suppe nicht fressen, sie wurden aber durch den Durst dazu gezwungen. Nachdem sie dieselbe einige Tage fraßen, so war ihnen dieses Futter sehr angenehm, und sie waren sehr begierig darnach, so, daß sie ganze Kessel voll aufzehrten. Es wurden nicht nur die Gänse, welche noch nicht krank

wa-

waren, gesund erhalten, sondern auch alle diejenigen, welche dem Tode schon nahe waren, und schon wirklich zu krepiren schienen, in Zeit von acht Tagen wieder gesund. Für diese Wahrheit, — sagt Herr v. Stoixner weiter — stehe ich um so mehr, als ich selbst ein Augenzeuge davon war". —

Die zweite Art von Gänseseuche, oder das sogenannte Gänsesterben, tritt vorzüglich im Brach- und Heumonathe ein. Die Gänse hängen da die Köpfe, fressen nicht und krepiren bald. Man bedient sich folgenden Mittels dagegen. Man giebt nemlich einer jeden Gans, einen Morgen um den andern zu drei wiederholten Malen, etwa einen halben Löffelvoll gemeinen Küchensalzes, oder eben soviel Salzlacke von Pöckelfleisch, wenn man nemlich damit versehen ist. Kranke genesen beim Gebrauche dieses Mittels, und gesunde werden für der Seuche bewahrt. —

c) Die Krankheiten der Enten.

Die Krankheiten der Enten haben das mehrste mit jenen der Gänse gemein; es gilt demnach auch hier größtentheils das, was wir bereits vorher bemerkt haben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gotthard, Johann Christian,

Das Ganze der Federviehzucht oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung des mannichfaltigen ökonomischen Federviehes, seiner verschiedenen Benutzung, Kenntniß und Heilung seiner Krankheiten

Erfurt 1798

Oecon. 733
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295512-8
VD18 10260706